Verhaltensbiologische Aspekte in der Zucht von Rassehunden
Teil I

Wesen und Funktionalität im Standard des Weißen Schweizer Schäferhundes
Teil II

Skript zum Seminar für Züchter, Deckrüdenbesitzer und Funktionsträger im BVWS e. V.

erarbeitet von Dr. Barbara Forke

Leipzig 2009

Inhaltsverzeichnis

Teil I

1. Vorbemerkungen 1

2. Entstehung von Rassen und Auswirkungen auf das Zusammenleben von Mensch und Hund 2

3. Zuchtgeschehen und Hundeverhalten 4

4. Verhaltensentwicklung als Wechselspiel zwischen Anlage und Umwelt 5

4.1. Genetische Basis des Verhaltens 5

4.2. Besonderheiten beim Haushund 7

4.2.1. Funktionsbedingte Auswahl und Beutefangverhalten 7

4.2.2. Funktionsbedingte Auswahl und Sozialverhalten zum Menschen 9

4.3. Umwelteinflüsse als Triebfeder der Anlageentfaltung 10

4.3.1. Wechselspiel zwischen Anlage und Umwelt während der Individualentwicklung 10

4.3.2. Einfluss der Bezugsperson und der Lebensumstände 15

4.4. Verhalten und Erblichkeit 17

5. Verantwortung von Zuchtvereinen 21

6. Literaturverzeichnis 25

Teil II

1. Besonderheit der Rasse 1

2. Verhaltensmerkmale und Ursprung von Wesen und Funktionalität beim Schäferhund 2

3. Weißer Schweizer Schäferhund laut FCI-Standard und Interpretation 3

4. Zusammenfassung und Schlussfolgerungen 8

5. Literaturverzeichnis 9

Verhaltensbiologische Aspekte in der Zucht von Rassehunden

1. Vorbemerkungen

Nach neueren Auffassungen begann die Entwicklung des Hundes (Haushund/*canis familiaris*) vor etwa 15 000 Jahren. Mit der Entstehung der ersten Wohnplätze der Menschen besetzten „Wölfe“ die neu entstandene ökologische Nische, die der Mensch bot. Der Biologe Raymond Coppinger (2001) geht davon aus, dass der Müll der menschlichen Siedlungen Wölfe dazu veranlasste, sich in die Nähe der Menschen zu wagen. Besonders profitierten von dem neuen Futterangebot diejenigen Tiere, die sich nicht verschrecken ließen, die weniger scheu waren als andere. Er ist der Auffassung, dass zu diesem Zeitpunkt der Prozess der Domestikation des Wolfes aus seinem eigenen Antrieb heraus begann, bzw. dass eine Population von Urhunden entstand. Die Entwicklung des Hundes unterlag zu Beginn also noch der natürlichen Selektion. Durch die Anpassung an die ökologische Nische „Nahrungsreste/Abfall des Menschen“ erfolgten nicht nur weitere Verhaltensänderungen, auch vom Wolfsvorfahren abweichende körperbauliche Merkmale kristallisierten sich heraus.
Heute sprechen Wissenschaftler mittlerweile von einer **Koevolution** von Mensch und Hund. Das heißt, auch der Mensch wäre ohne den Hund heute auch nicht das, was er ist.
Vielleicht hat der Mensch die Aufmerksamkeit des „Dorfhundes“ gegenüber der Umwelt (Wachsamkeit) ausgenutzt und war gegenüber Feinden eher gewarnt.
Hunde beseitigten u. U. die Hinterlassenschaften der Kinder (wie noch heute in Kenia beim Turkana-Stamm) oder dienten als „Wärmekissen“ in kalten Nächten (Aborigines).
Wie die ersten Hunde vom Menschen genutzt wurden, ist nicht mit Gewissheit bekannt. Aber Hunde wurden für den prähistorischen Menschen vielleicht zum Überlebensfaktor. Heutige Studien in Finnland ergaben bei 5000 Elchjagden, dass sich die Erfolgswahrscheinlichkeit der menschlichen Jäger um 56 Prozent erhöhte, wenn Hunde mit im Einsatz waren (Kaminski, J., Bräuer, J. 2006, S. 24).
Im hohen Norden hätte sich der Mensch nicht ansiedeln können ohne die Hunde, die als Transportmittel dienten. Ein Halten von größeren Viehherden war vom Menschen ohne Herdenschutzhunde, Hüte- und Treibhunde sicherlich nicht erfolgreich zu bewerkstelligen, vor allem im schwierigen Gelände, in dem sich Schafe oder Ziegen natürlicherweise aufhielten.
Vor 3000 bis 4000 Jahren finden sich erstmals verschiedene Hundetypen, die man sowohl nach Aussehen und Nutzen identifizieren kann (Kaminski, J., Bräuer, J. 2006), es gab windhundartige Typen zur Jagd und große kräftige Staturen, die offensichtlich als Wachhunde dienten.
Die Hunde innerhalb dieser zunehmend gezielt genutzten Populationen unterlagen einem hohen Selektionsdruck. Der Mensch griff hier in die Fortpflanzung ein. Merkmale wie die Trainierbarkeit wurden gefördert, die hundetypischen Eigenschaften bildeten sich heraus. Die Hunde binden sich stark an den Menschen, stellen sich auf seine Kommunikationsweise ein und werden zunehmend von ihm abhängig.

Die Tiere selbst mussten noch immer einer hohen natürlichen Ausleserate standhalten (z. B. in Bezug auf Robustheit, Gesundheit, physische und psychische Belastbarkeit, spezifisches Leistungsvermögen). Auf Viehtrieben war die Sterblichkeitsrate hoch.
Nach dem biologischen Gesetz von der **Einheit zwischen Bau und Funktion** entwickelte sich auch das ganz spezifische Aussehen der sich herauskristallisierenden Arbeitshundtypen.
Ohne eine zweckmäßige Anatomie, Morphologie und das zweckgebundene perfekte Verhalten für die speziellen Aufgaben, gibt es keine spezielle Leistungsfähigkeit. Biologische Gesetzmäßigkeiten bedingen die Einheit von funktionellen Eigenheiten und dem äußeren Erscheinungsbild.

2. Entstehung von Rassen und Auswirkungen auf das Zusammenleben von Mensch und Hund

Im Römischen Reich stößt man erstmals auf die systematische Zucht von Rassen. Sie entstanden oft in kulturellen Blütezeiten der menschlichen Gesellschaft und verschwanden z. T. wieder in Krisenzeiten (Kaminski, J., Bräuer, J. 2006). Seit ca. 150 Jahren wird Rassehundezucht in der Form betrieben, wie wir sie heute kennen.
Früher war die Funktionalität einziges oder wichtigstes Kriterium für die Zuchtauslese. Mensch und Arbeitshund lebten nach Coppinger (2001) in einer Symbiose miteinander, jeder profitierte vom anderen.
Die Selektion einzelner Welpen von guten Mutterhündinnen war die erste Form von Züchtung. Wurde die beste Hündin vom regional leistungsfähigsten Rüden (bezogen auf eine spezielle Tätigkeit) gedeckt, war das der nächste Schritt.
Hatte der Hirte eine Lieblingsfarbe und er konnte nur zwei Welpen zur Aufzucht bringen, behielt er vielleicht die Welpen mit der Lieblingsfarbe.
Coppinger (2001, S. 148) schreibt „In dem Maße, wie die Hunde noch für *anderes als ihre Eignung für die Arbeit wertvoll werden, achten die Hirten mehr auf die so genannten rassespezifischen Merkmale und lassen nur jene Welpen am Leben,* die diese aufweisen.“ *

Aber auch über den Einfluss der Haltung war man sich bewusst. Eine Weisheit der Hirten besagt, man solle nie einen Hund von einem Jäger kaufen, umgekehrt solle auch der Jäger keinen Hund vom Hirten nehmen. Sie hatten bereits erkannt, wenn ein Welpe erst einmal in eine bestimmte Richtung geprägt wurde, kann er sich nicht mehr in eine andere entwickeln.

Bis dahin erfolgte selbst die Rassehundezucht noch nach vorwiegend biologischen Kriterien, d. h. das Ziel der Auswahl war immer auch gebunden an physische und psychische Leistungsfähigkeit, an Vitalität und somit an hohe Lebensfähigkeit. Der Bezug zur Funktionalität sicherte also nicht nur die Weitergabe spezieller Verhaltensweisen, sondern auch die zweckmäßige Anatomie, Morphologie sowie die Überlebensfähigkeit im biologischen Sinne (Gesundheit, Widerstandfähigkeit usw.).

* *Hier äußert sich Coppinger übrigens auch über Geschichten um die Farbe Weiß.*

Die künstliche, durch den Menschen vollzogene Auslese stand damals noch nicht biologischen Gesetzmäßigkeiten (diese bestimmen die Wirkungsrichtung der natürlichen Auslese!) diametral gegenüber. Biologisch gesehen nützte sie auch dem Hund.

Zunehmend veränderten sich aber die Auswahlmechanismen.
Mit der Entstehung von Rassestandards, die den Phänotyp be- und vorschreiben und mit dem langsamen Verschwinden der ursprünglichen Betätigungsfelder für die Mehrzahl der Hunde, hat der Mensch seinen ältesten Begleiter zum Teil in eine missliche Lage gebracht.
Die einseitige Konzentration auf äußere Merkmale, die Übertreibung so genannter „rassespezifischen Eigenheiten“ (sowohl im Bau als auch in der Funktion!) ohne Bezug zu einer wirklichen Funktionstüchtigkeit des Organismus, hat bereits zu vielen bizarren Ausformungen geführt. Viele davon sind tierschutzrechtlich relevant. Fleig (2000, S.57 ff.) beschreibt aktuelle Beispiele für Fehlentwicklungen in der Hundezucht (Qualzuchten).
Er sagt, „Es darf nicht länger in der Willkür von L*aien liegen, gegen tierärztlichen Sachverstand Standardformulierungen, die den Hunden schaden, zu verfassen* oder aufrechtzuerhalten“ (Fleig, D., 2000, S.66).

Abb. 1: Karikatur bizarrer Hunderassen in England 1889 (aus: Fleig, D., 2000, S. 56)

Gefahr für den Rassehund als Lebewesen besteht immer dann, wenn er aufgrund bestimmter Merkmale zum Prestigeobjekt (Modehund, Statussymbol) wird, wenn die subjektive Interpretation von „Schönheit“ Priorität hat (Championzucht), eine Versklavung des Hundes aus falsch verstandenem Ehrgeiz des Besitzers erfolgt („Sportgerät“) oder wenn finanzielle Erwägungen ins Spiel kommen („marktgerechte“ Produktion, Verkaufszahlen).
Immer bleiben zum Schluss die Gesundheit und die Befindlichkeit des Hundes auf der Strecke. Manchmal betrifft es das einzelne Individuum, oft hat es Auswirkungen auf die jeweilige Population (aktuelles Beispiel: Mops).
Coppinger (2001, S. 268) stellt fest, dass im Laufe der letzten Jahrzehnte der Rassehund immer weiter nach den Launen und Vorlieben der

Menschen manipuliert wurde. Er geht so weit, dass er Hunde als die Hofnarren des Menschen bezeichnet, mit denen er egozentrisch sein psychisches Wohlbefinden steigert. Eine aktuelle Analyse zeigt, dass auch in Deutschland immerhin 22 Prozent der Hundehalter zum Typ „prestigeorientierter, vermenschlichender Hundehalter“ gehören. (UR, 1/2009, S.11).

3. Zuchtgeschehen und Hundeverhalten

Begibt man sich auf die Suche nach Aussagen zu dieser Thematik, hat man hin und wieder das Gefühl, sich auf Glatteis zu bewegen. Selbst Expertenmeinungen gehen oft weit auseinander.

Gemessen an den 15 000 Jahren, die Mensch und Hund miteinander leben, sind gesicherte Erkenntnisse über das Wesen bzw. das Verhalten, dessen Entwicklung und Zusammenhänge mit anderen Faktoren z. T. spärlich, ziemlich jung und im Verhältnis zur Verbreitung der Hunde noch wenig im Bewusstsein von Hundebesitzern verankert. Das vorhandene Wissen der Ethologen und Genetiker sollten aber sondiert und zum Nutzen unserer Mensch-Hund-Partnerschaft (im Sinne einer Symbiose) verinnerlicht werden. Für Rückschlüsse auf das Zuchtgeschehen einer Rasse sollte die Einbeziehung von Fachleuten obligatorisch sein.

Warum gestaltet sich die Interpretation des vorhandenen Wissens über das Wesen bzw. die Verhaltensentwicklung bei Hunden und die Ableitung auf das Zuchtgeschehen so schwierig?

1. Es gibt keine Gene für Verhalten oder Wesen an sich. Verhalten entwickelt sich auf genetischer Basis durch den Einfluss der Umwelt.
   Wissenschaftlich ausgedrückt, heißt das, es ist **epigenetisch**. Das bedeutet, es ist eine Ebene oberhalb der Gene angesiedelt.
   Deshalb wird heute das Wesen des Hundes wie folgt definiert (Weidt, H., Berlowitz, D., 2001, S. 40):
   „Das Wesen des Hundes ist die Gesamtheit seiner angeborenen und *erworbenen Verhaltensweisen, sowie seiner augenblicklichen inneren* Zustände, mit welchen er auf die Umwelt reagiert.“

2. Das Individuum ist ein komplexes Ganzes und nicht nur die Summe von einzelnen Merkmalen.
   Funktion, Körperbau, physische und psychische Fähigkeiten, Gesundheit und Verhalten sind genetisch miteinander vernetzt.
   Die verschiedenen Bereiche entwickelten sich aus ihrer Funktion heraus.

Biologisch vertretbar ist künstliche Selektion nur dann, wenn das Lebewesen als komplexes Ganzes in der Einheit von Bau und Funktion gesehen wird und nicht als Summation von einzelnen Merkmalen. Außerdem ist Voraussetzung, dass die Individualentwicklung so vonstatten ging, dass sich Anlagen optimal ausprägen konnten.

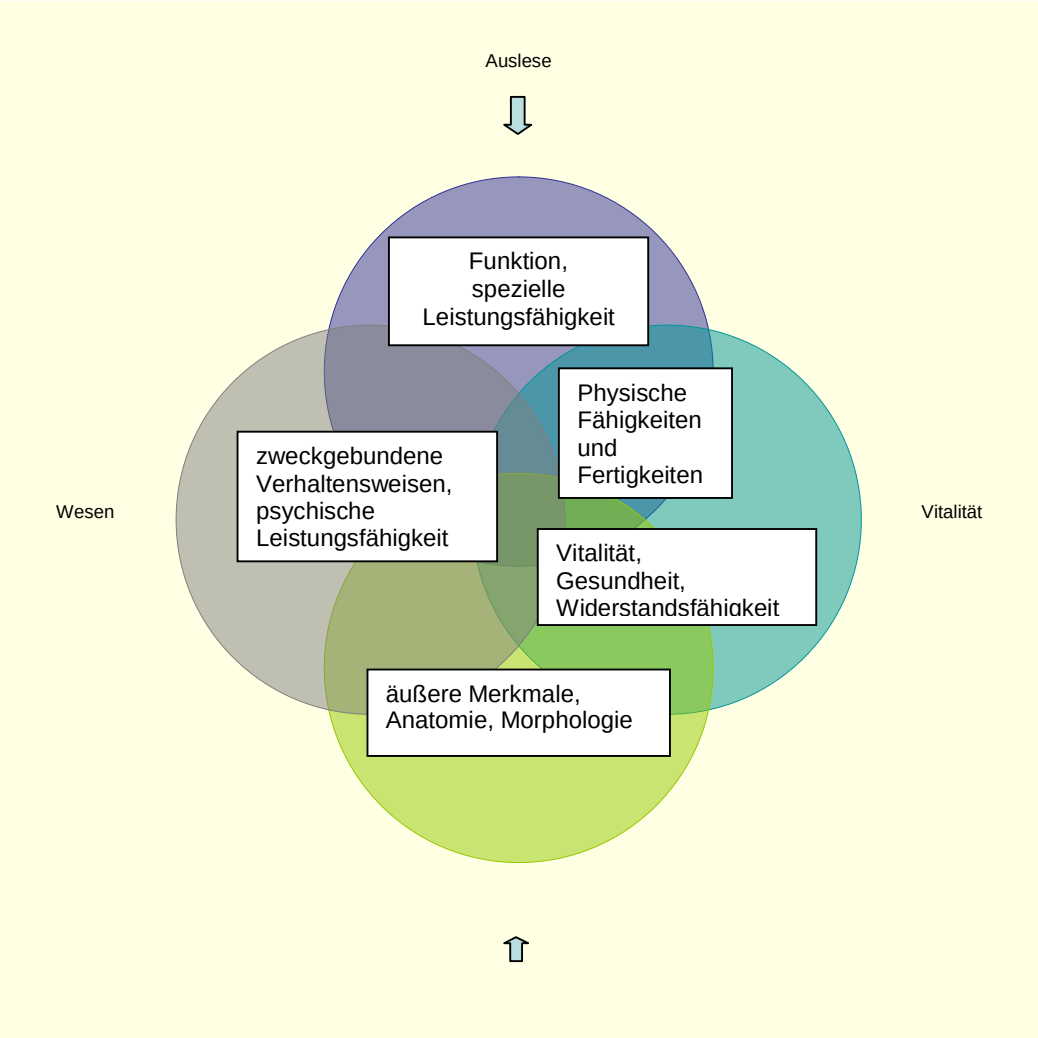


Abb. 2: Das Lebewesen als komplexes Ganzes

4. Verhaltensentwicklung als Wechselspiel zwischen Anlage und Umwelt

4.1. Genetische Basis als Grundlage der Verhaltensentwicklung

Angeboren, das heißt genetisch bedingt, sind Verhaltensweisen, die aus einem inneren Antrieb erfolgen. Coppinger (2001, S. 235 ff) bezeichnet vor allem **Bewegungsmuster** als solche Verhaltensweisen.
Es existieren auch weitere begriffliche Umschreibungen, u. a. „angeborene Lehrmeister“ (Weid, H., Berlowitz, D. 2001), angeborene Verhaltensweisen oder -merkmale. Bekannt ist auch der Begriff „Instinktverhalten“. natürlich beziehen sich diese Verhaltensweisen nicht nur auf motorische Aktionen (auch auf Lautäußerungen, Duftsignale usw.).
Bewegungsmuster gibt es in allen Funktionskreisen, d. h. in den jeweiligen Verhaltenssystemen, die einer bestimmten Funktion dienen (z. B. in der Fortbewegung, dem Nahrungserwerb, dem Sozialverhalten einschließlich der Fortpflanzung und Brutpflege usw.).

Manche funktionieren von Geburt an, andere benötigen die individuelle Reifung, um funktionsfähig zu werden. Sie können z. T. durch Lernen präzisiert und mit anderen Verhaltensweisen gekoppelt werden.

Das Ausführen eines Bewegungsmusters erfordert einen **Auslösereiz**, einen inneren oder einen äußeren aus der Umwelt.
Die Ausprägung der Bewegungsmuster unterliegt einem genetisch determinierten **Timing während der Individualentwicklung (sensible Phasen).** Es gibt einen Zeitpunkt, an dem das Bewegungsmuster oder Verhaltensmerkmal erstmals gezeigt wird und es gibt u. U. einen des Erlöschens. Für verschiedene Bewegungsmuster oder auch Fähigkeiten gibt es ganz unterschiedliche Phasen der optimalen Entwicklung in einem klar definierten zeitlichen Rahmen. Das bringt biologischen Nutzen, denn sie sind sinnvoll aufeinander abgestimmt.

Beispiel Welpentragen der Mutterhündin und Verlassenheitsruf des Welpen
Das Muster Welpentragen tritt nach der Geburt des (letzten) Welpen auf und wird ausgelöst durch den Verlassenheitsruf des Welpen, wenn sich dieser außerhalb des Nestes befindet. Für den Nesthocker Hund ist dieser Ruf angeboren, er ist artspezifisch und lebenswichtig. Er wird nur von Neugeborenen gezeigt, er verschwindet nach der neonatalen Phase (erlischt). Die Mutter trägt den Welpen zurück (Wärme, Nahrung). Dieses Muster erlischt bei der Mutter nach 13 Tagen.
Die Mutterhündin reagiert in der aktiven Phase auch auf das Verlassenheitssignal, wenn es vom Kassettenrekorder kommt (und trägt diesen ins Nest (Coppinger, R., 2001, S.236 f.).

Es zeigt sich, dass Bewegungsmuster auch voneinander abhängig sein können (im Beispiel gekoppelt an ein Signal).
Die natürlichen Bewegungsmuster sind auf die existenziell notwendigen Dinge des Überlebens in einer bestimmten Umwelt ausgerichtet. Die oben genannten Muster von Mutter und Welpe stehen in einer engen Beziehung zueinander und bedingen auch die Entwicklung von anatomischen Strukturen im Welpen selbst, die ihm eine optimale Lebensfunktion sichern (Gehirnentwicklung, motorische Entwicklung).
Es gibt Bewegungsmuster, die müssen nach dem Einsetzen verstärkt und trainiert werden, sonst verschwinden sie aus der Verhaltenskonfiguration.

Beispiel Saugen
Wenn Saugen nicht kurze Zeit nach dem Einsetzen des Saug-Schluck-Bewegungsmusters durch Saugen verstärkt wird, löscht es sich aus.
Wenn Menschenbabys aufgrund von Mundinfektionen oder Gaumendefekten in den ersten Tagen nicht Saugen können, müssen sie künstlich ernährt werden, bis das Bewegungsmuster zur Aufnahme fester Nahrung einsetzt.

Bewegungsmuster treten mit unterschiedlicher **Intensität und Häufigkeitsrate** auf.

Angeborene **Bewegungsmuster funktionieren selbstbelohnend.** Das bedeutet, das Tier fühlt sich gut, wenn es das Bewegungsmuster ausführen kann (positive Emotion). Dies ist die der Bewegung oder Tätigkeit innewohnende „Belohnung“. Einer externen Bestätigung bedarf es nicht. Das Tier begibt sich auf die Suche nach Auslösereizen, wenn die Bewegung/Tätigkeit nicht ausgeführt werden kann. Hier spricht man vom inneren Antrieb oder von Primärmotivation. Die Intensität der Antwort auf den Auslösereiz kann verschieden sein. So sind auch Elan und Beständigkeit, mit der ein Bewegungsmuster ausgeführt wird, unterschiedlich **(Stärke der Reizreaktion**). In der Hundeausbildung spricht man oft auch von „Trieb“ und „Triebstärke“.
Trotz genetischer Basis ist aber in jedem Fall der Einfluss der Umwelt mit entscheidend, wie sich letztendlich das Verhalten in der Realität zeigt.
Wird ein bestimmtes Verhalten, das während der Individualentwicklung erstmals auftritt verstärkt bzw. führt es zu positiven Gefühlen, wird es gefestigt (siehe Beispiel „Saugen“).
Warum ist das so? Einerseits erfolgt im Gehirn das Abspeichern unter Dopaminausschüttung mit „Priorität“, das bedeutet effektivstes Lernen („aha-Effekt“). Andererseits bilden sich während der Entwicklung des Gehirns genau dadurch die Nervenverbindungen, die das Zeigen des Verhaltens benötigt. Es entstehen „eingeschliffene Bahnen“. Je mehr Nervenverbindungen im Gehirn und zur Muskulatur (Synapsen) gebildet werden, desto sicherer, aber auch flexibler ist das Verhalten abruf- und einsetzbar. Werden Nervenverbindung aufgrund mangelnder Umweltreize nicht gebildet, so kann es sein, dass ein Verhalten nicht wie angelegt ausgebildet werden kann. Man spricht von Prägung oder im zweiten Fall von Mangel an Prägung (= Mangelprägung).

4.2. Besonderheiten beim Haushund (*canis familiaris*)

4.2.1. Funktionsbedingte Auswahl und Beutefangverhalten

Die Bewegungsmuster laufen bei einer Spezies im Normalfall stereotyp ab. Beim Hund erfolgte eine lange währende **Selektion nach Intensität und Häufigkeit von Bewegungsmustern und hinsichtlich des Timings während der Individualentwicklung**. Auf das jeweils nützlich erscheinende Bewegungsmuster hin erfolgte eine Auslese. Man erhielt z. B. eine große Vielfalt in der Handlungskette der Jagd (Beutefangverhalten: Orten - Fixieren - Anpirschen - Hetzen - Packen - Töten - Zerreißen - Fressen). Es unterscheidet sich die chronologische Abfolge, einzelne Sequenzen treten gekoppelt oder voneinander abgekoppelt, hypertroph verstärkt, unterdrückt oder gar nicht auf. Sensible Phasen ihrer Ausprägung beginnen eher oder später. Sie unterscheiden sich in der Häufigkeit und im Kontext des Zeigens. Darin liegt die **Unterschiedlichkeit des Verhaltensrepertoires von Rassen** begründet. Das gilt natürlich nicht nur für das Jagdverhalten, auch für Muster aus anderen Funktionskreisen (z. B. Sozialverhalten).

Orten	**SCHWEIßHUNDE**, **RETRIEVER**
Fixieren	**BORDER COLLIE** („Auge zeigen“), **POINTER** (Vorstehhaltung)
Anpirschen	**BORDER COLLIE** („Auge zeigen“, schleichende Haltung)
Hetzen	**BORDER COLLIE, SCHLITTENHUND**
Packen	**RETRIEVER, HEELER**
Töten	**RATTLER, JAGDHUNDE**
Zerreißen	z. T. unterdrückt
Fressen	abgekoppelt von den vorangegangenen Sequenzen!
HYPERTROPH VERSTÄRKT ausgebildete Sequenzen in der Handlungskette	

Abb. 3: Rassetypische hypertroph ausgebildete Bewegungsmuster aus dem Jagdverhalten (in Anlehnung an Coppinger, R. u. L., 2001 und Lambrich, M., 2007)

Beispiel unterdrückte Jagdsequenz

Im Gegensatz zu Border Collies ist bei Herdenschutzhunden Jagdverhalten meist gar nicht oder in Fragmenten ausgeprägt. Das zeigte sich auf Farmen bei der Fütterung der Tiere. Wenn totgeborene Kälber verfüttert wurden, reichte es bei Border Collies, diese ihnen vorzuwerfen. Sie zerrissen und fraßen. Die Herdenschutzhunde wären vermutlich daneben liegend verhungert. Ihnen musste man das Kalb aufschneiden, ehe sie es fraßen. Bei Herdenschutzhunden fehlt (und das ist für ihren Job auch gut so!) das Element Zerreißen im Verhalten.

Coppinger schreibt von einer Herdenschutzhündin, die zwar gegenüber Hasen das Verhalten Hetzen und Töten zeigte, aber die erlegte Beute tagelang mit sich herumschleppte, weil ihr das Bewegungsmuster Zerreißen fehlte (Coppinger, R. u. L., 2001, S123 ff).

Der Grund für solche Entwicklungen ist, dass sich jedes der Bewegungsmuster, vom Orten bis zum Zerreißen, zeitlich etwas versetzt entwickelt. Beim Border Collie setzen genetisch bedingt die Muster Orten, Anpirschen, Fixieren schon früh ein und sie werden noch inmitten der rasantesten Wachstumsphase des Gehirns (vor Beendigung des 4. bis 5. Lebensmonats) ins Sozial- und Spielverhalten eingebaut (Coppinger, R. u. L., 2001, Lambrich, M. 2007).

Das prägt damit wesentlich die Struktur des Gehirns sowie die Ansteuerung der Muskulatur. Die sensiblen Phasen zur Ausprägung dieser Bewegungsmuster sind also gegenüber anderen Rassen vorverlegt.

Jagdverhalten bei Herdenschutzhunden setzt erst nach Abschluss ihrer Sozialentwicklung ein, kann sich demzufolge nicht so entscheidend manifestieren bzw. es äußert sich gegenüber Schafen nicht, da sie mit ihnen gemeinsam aufwachsen und demzufolge mit ihnen sozialisiert wurden. Das heißt nicht, dass sie gar nicht jagen.

Eine weitere Besonderheit beim Hund ist, dass die Handlungskette Jagd keinen unmittelbaren Bezug mehr zum Funktionskreis Nahrungserwerb hat. Deshalb sind auch die vielfältigen Ausprägungen möglich geworden. Coppinger (2001, S. 228) schlussfolgert, das Jagdsequenzen beim Hund eine Form von Spielverhalten sind.

4.2.2. Funktionsbedingte Auswahl und Sozialverhalten zum Menschen

Die Koevolution von Mensch und Hund über Jahrtausende führte auch zu einer gravierenden **Beeinflussung des Sozialverhaltens**.
Man konnte nachweisen, dass Hunde durch das Zusammenleben mit dem Menschen kommunikative und soziale Fähigkeiten so hinzugewonnen haben, dass sie mittlerweile genetisch verankert sind (Kaminski, J., Bräuer, J., 2006).

Durch Experimente konnte bestätigt werden, dass sich Hunde genetisch von Wölfen (auch von Handaufzuchten!) deutlich unterscheiden. Die Forschung steht aber noch am Anfang. Wissenschaftliche Belege gibt es zu folgenden Verhaltensweisen/Fähigkeiten:

- die starke Bindungsfähigkeit an einen Menschen
- die Fähigkeit, mit dem Menschen eine Zusammenarbeit aufnehmen zu *wollen*
- die scheinbare „Abnahme“ der Problemlösungsfähigkeit, da sich der Hund zunehmend auf den Menschen bei der Lösung von Problemen verlässt (Ausnahme: Arbeitshunde lösen Probleme besser, weil sie selbständiger und unbekümmerter sind)
- starke Abhängigkeit der Entwicklung des Verhaltens von der Bezugsperson
- Hunde haben ein Gespür dafür, was Menschen sehen können und was nicht; sie wissen, wann Menschen aufmerksam sind
- sie sind Spezialisten in der Kommunikation mit dem Menschen und sensibel für kleinste Hinweise
- Hunde haben ihr Kommunikationssystem zugunsten des Menschen „umgestellt“ (Verringerung der Mimik, erhöhte Variabilität in ihren Lautäußerungen)
- Hunde sind in der Lage eine Vielzahl von Begriffen zu verstehen, sie können neue Begriffe durch indirektes Zuordnen erlernen (Beispiel Border Collie Rico)
- Hunde haben Fähigkeiten entwickelt, die man außer bei ihnen nur noch beim Menschen findet, sie erkennen Zeigegesten und wenden sie selbst an.

(Kaminski, J., Bräuer, J., 2006)

Da ebenfalls beim Sozialverhalten die am Jagdverhalten erläuterten selektionsbedingten Entwicklungen zum Tragen kamen, gibt es auch diesbezüglich Rasseunterschiede.

<u>Beispiel sogenannte „aggressive Rassen“</u>
Alle Hunde können in verschiedensten Situationen aggressiv reagieren, das ist biologisch sinnvoll. Ob Hunde einer Rasse als „aggressiv“ eingeschätzt werden oder nicht, liegt darin begründet, dass sie das

entsprechende Verhalten oft und in einem bestimmten Zusammenhang zeigen.
Wachhunde oder Herdenschutzhunde z. B. zeigen aggressives Verhalten immer dann, wenn ein Fremder (Mensch oder Tier) das Territorium tangiert oder betritt.
Das bedeutet nicht, dass bei diesen Rassen Aggressivität im Bezug zu Menschen generalisiert werden kann. (Coppinger, R. u. L., 2001)

Beispiel Hütehunde
Hütehunde verfügen über eine ausgesprochen gute Kommunikationsfähigkeit gegenüber dem Menschen, sie reagieren sensibel auf kleinste Signale der Bezugsperson. Sie sind ausgesprochen bindungsfähig.
Für Schäfer war das eines der wichtigsten Selektionskriterien. Außerdem mussten sie in ihrem Sozialverhalten einen großen „Willen zu gefallen" („Will to please") zeigen, damit sich ihre aus dem Jagdverhalten entlehnten Bewegungsmuster (die ihre „Arbeit" darstellen) nicht verselbständigten. Dem Schäfer nützte nur ein Hund, der Schafe in die Richtung treibt, die er selbst möchte!
Das erklärt auch die Einordnungsbereitschaft dieser Hunde. Trotzdem müssen sie in ihrer Kommunikation gegenüber den zu treibenden Tieren Durchsetzungsvermögen und Selbstbewusstsein zeigen. In bestimmten Situationen müssen sie auch in der Lage sein, selbständig Probleme zu lösen (z. B. in großer Distanz und außer Sicht). Sie benötigen ein hohes Lernvermögen, da sie sich ständig wechselnden Bedingungen stellen müssen. (u. a. Lambrich, M., 2007; Coppinger, R. u. L., 2001)

4.3. Umwelteinflüsse als Triebfeder der Anlageentfaltung

4.3.1. Wechselspiel zwischen Anlagen und Umwelt während der Individualentwicklung

Wie bereits erläutert, sind die **angeborenen Verhaltensweisen** dem Tier in den Erbanlagen zwar mitgegeben, aber bereits für deren Entfaltung benötigen sie die Umwelt (Reize). Es kann durch Lernen präzisiert oder auch mit anderen Verhaltensweisen gekoppelt werden. Angeborenes wird durch Lernvorgänge an die jeweiligen Lebensbedingungen angepasst und vervollständigt.
Erworbenes Verhalten wird erst durch Lernvorgänge ausgebildet (Training). Aber auch dazu muss zunächst die genetische Basis vorhanden sein (Weidt, A., 2005, S. 11 f.).

Phasen der Individualentwicklung

Bereits **im vorgeburtlichen Stadium** gibt es zahlreiche Einflüsse, die sich bereits auf die Erbanlagen auswirken können. Die Beeinflussung der Erbanlagen durch chemische Substanzen/Schadstoffe ist hinreichend bekannt (Contergan!). Aber auch Verhalten kann schon beeinflusst werden. Extreme Hormonausschüttungen oder Dauerstress bei der Mutter während der Trächtigkeit führen u. U. bereits zur Veränderung in der Gehirnentwicklung der Embryos. Bei den Nachkommen kann das erhöhte

Ängstlichkeit und Aggressivität hervorrufen und Lernverhalten einschränken (Weidt, A., 2005).
Vielleicht ist eine der Erklärungen, dass besonders das ängstliche und unsichere Verhalten über Generationen weitergegeben wird.

Die Einflüsse in der **neonatlen Phase** (Geburt bis 14. Tag, „vegetative" Phase) beginnen mit der Geburt. Es laufen anfangs überwiegend angeborene Verhaltensweisen ab (siehe Beispiele oben). Durch das erste Wechselspiel zwischen den beschriebenen Bewegungsmustern untereinander und mit der Umwelt, zu der auch die Mutterhündin gehört, bilden sich die grundlegendsten Verhaltenseigenschaften, weil sie zu ersten Strukturänderungen im Gehirn und anderen nervalen Strukturen führen!
Es erfolgt auch der Aufbau und die Feinabstimmung des hormonellen Stress – Regelsystems und es gibt dadurch dem Welpen erste Grundinformationen über das Lernen am Erfolg.

<u>Beispiel Wüstenrennmäuse (Versuch zur Hirnforschung/Magdeburg)</u>
Junge Wüstenrennmäuse wurden täglich eine halbe Stunde aus dem Nest entfernt und isoliert →
es wurden mehr Synapsen im Zentrum für das Lernen gebildet
(= Bewältigung von mildem Stress fördert die Lernfähigkeit)
(WDR, 26.7. 2007)

<u>Beispiel FLAT – PUPPY - SYNDROM</u>
Die motorische Aktivität, die der Welpe nach der Geburt notwendigerweise zum Finden der Zitze aufwenden muss, sichert die ersten lebensnotwendigen organischen Strukturen. Wird der Welpe aus falsch verstandener „Hilfsbereitschaft" durch den Menschen angelegt, beraubt der Züchter das Neugeborene um einen entscheidenden Umweltreiz mit gravierenden Folgen! Der Organismus ist u. U. nicht in der Lage, die Myelinscheiden (Markscheide an der Nervenfaser; sichert die „elektrische Isolation") vollständig auszubilden, was in der Folgezeit zum Unvermögen des aktiven Aufrichtens führt.
(Lindner, R., Skript zum Seminar „Sozialverhalten Hund", 23.6. 2007)

<u>Beispiel Rotlichtaufzucht</u>
Rotlicht sollte nur für Sonder- oder Notfälle zum Einsatz kommen.

- Nestwärme ist aber mehr als nur Temperaturempfinden, es schließt auch Sozialkontakte ein (Mutter und Wurfgeschwister, Kontaktliegen).
  Über den Regler Temperatur werden also erste Sozialkontakte als positiv abgespeichert, die sich später auch auf den Sozialkontakt zu Menschen übertragen!
- ohne Rotlicht wird vom Welpen ein bestimmter Grad an Anstrengung abverlangt, um zur Wärmequelle zu kommen.
  „Die eigenaktive Bewältigung des Frühstresses, also das selbständige *Kriechen zur Mutter und den Wurfgeschwistern, ist es, was im weiteren Entwicklungsverlauf unserer Welpen grundlegend zur Entstehung und Sicherung des richtigen Verhaltens in Belastungs*situationen dient." „Der Umgang und die Bewältigung von Stress kann *hier erfahren und gelernt werden (*→ Überbehütung)."
  (Weidt, A., 2005, S. 175 f.)

- geichbleibende Temperatur unterbindet die Ausbildung der körpereigenen Temperaturregulation (Infektanfälligkeit!)
  (Lindner, R., Skript zum Seminar „Sozialverhalten Hund“, 23.6. 2007)

In der **Konsolidierungsphase** (15. bis 21. Tag) wird das Gehirnwachstum progressiv fortschreiten, da die Funktion der Sinnesorgane (Augen und Ohren) zusätzliche Informationen aus der Umwelt liefert. Diese erweiterte Sinneswahrnehmung muss zur Umweltkontaktierung (visuell, auditiv, taktil, olfaktorisch) genutzt werden.

Beispiel Dunkelkammer
In den 70er Jahren gab es ein Experiment mit Hundewelpen, die vom Zeitpunkt des Augenöffnens bis zum Ende der 16. Woche in Dunkelheit gehalten wurden. Sie waren blind, obwohl die Augen organisch gesund waren. Die Fähigkeit, einfallende Lichtsignale ans Gehirn weiter zu geben und zu verarbeiten, konnte nicht entwickelt werden.

Das Erkunden erfolgt in dieser Phase noch sehr entspannt, das Neugierverhalten hat Priorität und Angst- oder Gefahrvermeidungsverhalten tritt hier noch nicht auf. Durch den Beginn bewusster Wahrnehmungen und die Erweiterung des Erkundungsradius kann man bereits erste prägende Akzente zur Stubenreinheit setzen (das Geben taktiler Signale: z. B. Wiese, nicht Beton oder Zeitungspapier).
Wichtig für die Verhaltensentwicklung ist, wie auch in der ersten Phase der Aufzucht, dass Welpen Bewältigungsstrategien gegenüber Konflikten lernen können und ebenso eine Frustrationstoleranz. Angepasst an den Entwicklungsstand sind kleine Herausforderungen vom Welpen zu bewältigen.

In der **Sozialisations- und Habituationsphase** (22. Tag bis 14./16. Woche) wächst das Gehirn bis auf ca. 80 Prozent seines Endgewichtes heran. Es vollendet sich die Prägung, d. h. die Ausbildung von Bewegungsmustern/Verhaltensmerkmalen in den dafür genetisch bedingten sensiblen Phasen verankert sich irreversibel durch strukturelle Anpassung an die Umwelt.
Hinzu kommen Sozialisierung (Lernen der grundlegenden Regeln im Umgang mit Lebewesen und der Kommunikation). Es wird also die entscheidende Grundlage für das Sozialverhalten (Artgenossen, unterschiedlichste Menschen, andere Lebewesen) gelegt, Kommunikationsverhalten wird durch Lernen vervollkommnet. Systematische Habituation (Gewöhnung an die unbelebte Umwelt) schafft zunehmend Erfahrungen. Verhaltensstrategien zur Stress- und Konfliktbewältigung und die Frustrationstoleranz bilden sich weiter aus.
Alles das, was der Welpe hier kennen lernt, wird zu einem Referenzsystem verarbeitet (Schubfächer-Prinzip). Was er schon kennt, macht ihm später keine Angst. Nach Weidt (2005, S. 235) sollte die Aufzuchtsumwelt dem Reifegrad angepasste Anforderungen beinhalten, die der späteren Aufgabenstellung und Lebensweise entgegenkommen (Passung).

Erste Zeichen für Angstverhalten können mit der 5. Lebenswoche auftreten. Verstärkt setzt das Angst- oder Gefahrvermeidungsverhalten

beim Hund nach ca. 49 Tagen ein (Schnittpunkt 6./7. Woche) ein. In dieser sensiblen Phase entwickelt sich der Gefühlszustand des Bedrohtseins, der aus der Ungewissheit der eigenen Lage oder der Undurchschaubarkeit einer Situation hervorgeht.
Das ist gerade zu diesem Zeitpunkt der Individualentwicklung notwendig, weil das Erkundungsverhalten stetig zunimmt und der Aktionsradius sich vergrößert. Der Welpe muss gegenüber Unbekanntem, das nun auch für seine Unversehrtheit gefährlich werden könnte, ein ausgewogenes Verhältnis von Angst und Neugier finden (Vorsicht). Da das Gefühl der aufkommenden Angst beim Welpen Stress auslöst, kann aber ein Hund, der bereits Stressbewältigung geübt hat, besser damit umgehen und seine Bewältigungsstrategien weiter vervollkommnen. Ein solcher Welpe wird dadurch auffallen, dass er die Welt mit einem gewissen Urvertrauen erkundet, auf gänzlich Neues zwar vorsichtig, aber unter Beibehalt der Neugier reagiert.
Wesentlichen Einfluss hat hierbei auch die Rückinformation durch die Sozialpartner, in erster Linie durch die Mutterhündin oder die menschlichen Bezugspersonen.

<u>Beispiel Müttertausch</u>
Bei Müttertausch (Rhesusaffen) wurden Nachkommen von ängstlichen Müttern bei nicht ängstlichen Müttern aufgezogen. Sie entwickelten sich wesentlich besser als wären sie bei der ängstlichen Mutter geblieben, allerdings waren Grenzen gesetzt. Sie wurden nicht vollkommen unbekümmert, das heißt es wurden keine „Clowns“ (N 24, 6.1. 2003).

Außerdem ist die Bedeutung von „Ersterlebnissen“ nicht zu unterschätzen. Sind sie positiv oder negativ, hat das starke Auswirkungen auf die weitere Zeit. Eine gute Entwicklung kann der Welpe nur nehmen, wenn er deshalb möglichst oft mit *bewältigbarem* Stress konfrontiert wird, Überforderung ist nicht konstruktiv, *falsch* verstandene „Frühförderung“, die auf keiner ausreichenden Basis aufgebaut wird, bringt keinen Gewinn, eher das Gegenteil.
Die relativ spät einsetzende sensible Phase des Angst- oder Gefahrvermeidungsverhaltens (beginnt beim Wolf bereits mit dem 19. Tag!) ermöglicht es dem Hund, seine ungeheure Anpassungsfähigkeit, Flexibilität und Tauglichkeit zum Leben mit dem Menschen in dessen Umwelt auszuprägen. Wurde die bisherige Zeit gut genutzt, hat er bis dahin in seinen „Referenzschubfächern“ schon viele positive „Ersterlebnisse“ abgelegt.

<u>Beispiel Schussfestigkeit</u>
Jäger gewöhnen ihre Hunde vor dem Einsetzen des Angstverhaltens systematisch an Schussgeräusche.
(Coppinger, 2001)

Für den Umgang mit dem jungen Hund sind in der Phase der Sozialisierung/Habituation empfehlenswert:

- Prägungsspieltage für Welpen (nach Weidt und Berlowitz), oder Welpenstunden; es ist zu beachten, dass auch souveräne erwachsene Hunde anwesend sind, die richtiges innerartliches Sozialverhalten

vermitteln können (auch andere Rassen mit anderem Aussehen!); Achtung! Keine „Welpendressur“, wild-unkontrollierte Raufereien (kein Mobbing zulassen); Überforderung vermeiden!

- Soll ein Hund später eine Arbeit verrichten oder soll ein gemeinsamer Hundesport betrieben werden, kann das „familiäre“ Grundprogramm durch spezifische Sequenzen erweitert werden

(Weidt, H. u. Berlowitz, D., 2001, S. 120)

Die bis zum Ende dieser Entwicklungsphase erzeugten Nervenverbindungen u. a. Strukturen bestimmen das ganze Leben und somit auch die grundlegenden **Persönlichkeitseigenschaften und das Temperament**.
Erkundungsverhalten, Neugier und Spiel stellen die wichtigsten Voraussetzungen für das Lernen dar.

Die **juvenile Phase** (16. Woche bis zur Geschlechtsreife) stellt nochmals Weichen für das weitere Verhalten des heranwachsenden Hundes.
Mit der Annäherung an die Pubertät naht auch die sensible Phase des ersten Auftretens des Jagdverhaltens (rassespezifisch und individuell verschieden).
Wenn Jagdverhalten im Komplex generell nicht erwünscht ist, muss man in dieser Zeit erhöht wachsam sein, dass der Hund keine „Eigendressur“ (Weidt, A., 2005, S. 38) erfährt. Wichtig ist, dass bis zum Einsetzen des Jagdverhaltens im Rahmen seiner Erziehung und der Entwicklung der Bindung ein zuverlässig einsetzbares Abbruchkommando bei unterschwelligen Reizen (z. B. „Platz“) bereits erlernt wurde. Es ist dem Hund nicht zu gestatten, dass er Tiere, Jogger, Radfahrer o. ä. hetzt, auch wenn das drollig aussieht. Auch Mäusejagd ist tabu! Vorausschauendes Bewegen in der Umwelt ist nötig. Der Mensch muss seinen Hund kennen! Situationen, in denen prophylaktisch kein Einfluss geltend gemacht werden kann (Dämmerung, wildreiche Gegend), sind so abzusichern, dass der Hund nicht zum Erfolg kommt (Schleppleine o. ä.).
Ausreichende Sozialisierung auf andere Tiere und bewegte Objekte oder Subjekte und der Einfluss der Erziehung sind in dieser Phase sehr entscheidend.

Beispiel Foxhounds
Die Züchter von Foxhound-Arbeitslinien lassen ihre Welpen bei Bauern (Welpensitter) aufwachsen. Da sich das Jagdverhalten erst nach ihrer der Sozialisation auf Nutztiere entwickelt, können derartig aufgezogene Foxhounds im Erwachsenenalter auch einen Fuchs über den Hühnerhof jagen, ohne von den Hühnern Notiz zu nehmen.
(Coppinger, R. u. L., 2001, S. 124).

Die Auffassung, dass man generell durch das Vermeiden von schnellen Beutebewegungen (Unterlassung von Beutespielen) eine Auslöschung des Jagdverhaltens bewerkstelligen kann, ist zweifelhaft. Das angeborene Bewegungsmuster selbst, vor allem in hypertrophiert angelegter Form, kann man nicht dauerhaft unterdrücken und der Hundehalter darf das nicht ignorieren (Lambrich, M., 2007, S. 486).

Gerade unterforderte und gelangweilte „Familienhunde“ nutzen gerne jede Gelegenheit, selbstbelohnende Verhaltensweisen auszuführen, und wenn es das Zerfetzen der Sofakissen ist.
Wird der Welpe aber frühzeitig an ein **kombiniertes Sozial- und Beutespiel** (das bedeutet nicht, nur ständiges Werfen eines Objektes!) gewöhnt, das auch selbstbelohnende Bewegungsmuster enthält, führt die Kopplung mit dem attraktiven Sozialpartner zu doppeltem Lustgewinn für den Hund und somit rückwirkend zur Förderung der Beziehung.

Während der juvenilen Phase ist der **kontinuierliche Einfluss** auf den Hund notwendig. Fehlt die weitere Auseinandersetzung mit der Umwelt besteht die Gefahr des „Spontanrückfalls“. Das heißt, dass eine Rückkehr zu bereits überwunden geglaubten unerwünschtem Verhalten möglich ist.
Durch **hormonelle Umstellung** kommt es u. U. zwischen dem 6. und 8. Monat zur „Spukphase“ (spooky phase). Hier reagieren die Junghunde eventuell stärker als vorher auf bereits bekannte Reize. Auch die Wahrnehmung von Schmerzen beim Durchbrechen der Backenzähne kann das Reagieren auf die Außenwelt beeinträchtigen (Franck, R. C. und Grauss, M., 2008, S. 15 f.).

Weidt und Berlowitz (2001) empfehlen in ihrem „Betreuungskonzept“:

- Besuch eines an die Belastbarkeit des Hundes angepassten Junghundekurses (im Alter von 4 bis 6 Monaten) zur Fortsetzung der angebahnten Erziehung und
- danach einen Familien- und Begleithundkurs
- für Arbeits- oder Sporthunde sollte die entwicklungsgerechte Förderung der gewünschten Verhaltensleistungen und der Beginn der Ausbildung in tier- und gesellschaftsgerechter Weise erfolgen

Nach dem Erreichen der körperlichen Reife tritt der Hund in die **adulte Phase** ein. Hier erreicht er die Sozialreife (1,5 bis 4 Jahre) und damit den Status der gefestigten Persönlichkeit. Die Umwelt- und Sozialkontakte sind weiter zu führen. Freizeitbeschäftigung mit dem Hund zu dessen Antriebsbefriedigung und auch zur Freude des Hundebesitzers oder regelmäßiges Training zur Erhaltung einer speziellen Leistungsfähigkeit sind optimale Bedingungen, um ein erfülltes Hundeleben und eine ideale Beziehung im Mensch-Hund-Team zu erreichen.
Kann der Hund gemeinsam mit der Bezugsperson einer „Lebensaufgabe“ nachgehen, in deren Rahmen er auch eigenständig zu lösende Aufgaben übertragen bekommt, ist sicherlich für beide Teampartner die ideale Erfüllung gegeben (Lambrich, M., 2007)
Das ständige Lernen schafft die Ausgangsbedingungen, um lebenslang die Anpassungsfähigkeit an die Umweltbedingungen bestmöglich zu erhalten. Es feilt ständig am Verhaltensrepertoire, aber die Möglichkeiten sind nach der Pubertät und im späteren Alter wesentlich mehr begrenzt.

4.3.2. Einfluss der Bezugsperson und der Lebensumstände

Ein ganz wesentlicher Bestandteil der „Umwelt“ des Hundes ist seine **Bezugsperson** mit den damit in Verbindung stehenden unmittelbaren

Lebensumständen. Verhalten und Wesen des Hundes entwickeln sich in entscheidendem Maß in Abhängigkeit vom Bindungspartner.
Das beginnt bereits damit, ob die Bezugsperson eine sorgfältige Auswahl des Züchters betreibt, der dem künftigen vierbeinigen Partner die richtigen Aufzuchtbedingungen bietet und ob der Züchter den zukünftigen Besitzer bei der Auswahl des passenden Hundes für die passende Haltungsumwelt beraten kann. Die Entwicklung von Verhalten und Wesen wird auch davon abhängen, welches Engagement die Bezugsperson in die Entwicklung der Bindung, die Erziehung und vielleicht auch Ausbildung des Hundes investiert, mit welchem „Hundeverstand“ und mit welcher Erfahrung er auf seinen heranwachsenden Partner einwirkt.

Zusammenhang Besitzer – psychische Eigenschaften – Leistung
In einem wissenschaftlichen Experiment wurde die Leistungsfähigkeit bei der Fährtensuche und dem Auffinden versteckter Personen von Arbeitshunden (Deutscher Schäferhund und Belgischer Schäferhund) untersucht. Es gab zwei wesentliche Zusammenhänge:

- die Gruppe der leistungsfähigeren Hunde war besonders selbstsicher und unbekümmert
- die Leistung korrelierte mit den Vorerfahrungen der Besitzer

(Kaminski, J., Bräuer, J. 2006, S. 201)

Die Qualität einer Bindung zeigt sich darin, ob sie dem Hund eine Basis für ein selbstsicheres Erobern seiner künftigen Welt bietet, was den Hauptanteil der psychischen Leistungsfähigkeit des Hundes ausmacht (Weidt, H., Berlowitz, D., 2001, S.143 ff).
Betreuungssicherheit, Verlässlichkeit und wohlwollende Verständigungsfähigkeit geben dem Junghund die Sicherheit und Freiheit, die er für eine aktive und positive Auseinandersetzung mit der Umwelt braucht.
Die Bezugsperson gibt idealerweise den Rückhalt für eigenständiges Erkundungsverhalten und damit verbundenes Lernen.
Erstrebenswert ist keinesfalls eine durch Überbehütung und somit provozierte Unsicherheit des Hundes zu enge und „klebende“ Bindung. Sie führt zum „psychischen Kettenhund“ und zu zahlreichen Anhänglichkeitsproblemen, die den Hund, aber auch den Menschen selbst peinigen können. (Weidt, H., Berlowitz, D., 2001, S. 87 f.).
Der überbehütete Hund wird in seiner Wesensentwicklung stark eingeschränkt. Angstmotiviertes und unsicheres Verhalten wird sowohl durch überbehütende als auch strafende Verhaltensweisen der Bezugsperson verstärkt.

Es gibt heute Untersuchungen zu grundlegenden Persönlichkeitseigenschaften von Menschen und ihren Hunden (Gosling, S. D. u. John, O. P., 1999; Grauss, M., 2004). Insbesondere bei „Verträglichkeit“ und „emotionaler Instabilität (Neurotizismus)“ wurde eine große Übereinstimmung gefunden. Zu schlussfolgern wäre, dass das einerseits auf die große Anpassungsfähigkeit der Hunde hinweist, der aus den Verhaltensweisen seines Menschen lernt. Andererseits kann man auch vermuten, dass der Mensch sich den zu ihm passenden Hund aussucht. Einfluss hat mit Sicherheit beides.

4.4. Verhalten und Erblichkeit

Kann Verhalten vererbt werden, sind Charaktereigenschaften und Leistungsfähigkeit vererbbar?
Die bisherigen Erläuterungen erklären, dass man die oft gestellten Fragen, was ist angeboren, zu welchen Prozentsätzen wird welche Eigenschaft vererbt usw., nicht wirklich beantworten kann.

Aus der Beobachtung kennt man aber augenscheinliche Zusammenhänge, die durch ein Vergleichen von Tieren nachfolgender Generationen mit ihren Eltern zu Tage treten (gesammelte Erfahrungen).

Beispiel Pitbull Whitey Ford
Der Kampfhund war berühmt für ein besonderes motorisches Bewegungsmuster. Er rammte Gegner mit der Brust. Er zeigte die Taktik „Bruststoßen“ als spezielles Verhalten. Er wurde gerne für die Zucht verwendet, da er diese Bewegung an seine Nachkommen vererbte.
(Coppinger, R u. L., 2001, S 234)

Als stärker erbdeterminiert werden in der modernen Psychologie (Arnold, W. u. a., 2007, S. 1582) beschrieben:

- Emotionalität/Erregbarkeit (Affektivität)
- Grundstimmung (Gemüt)
- lebensnotwendige angeborene Antriebe (s. o.)

Es gibt genetische Dispositionen, die die sich in einem breiten Entwicklungsspektrum oder universell auswirken und solche, die durch günstige Entwicklungsbedingungen ausgeglichen werden können (Oerter, R. u. Montada, L., 1998, S. 35)

Mit einer ganzen Reihe von wissenschaftlichen Zuchtexperimenten wurde versucht, eine “Erblichkeit” von Verhaltenseigenschaften nachzuweisen.
Hier wird die statistische Zahl der **Heritabilität (h^2)** als ein Hilfsmittel verwendet, um das Verhältnis von Anlage und Umwelteinfluss auszudrücken. Die Angabe erfolgt dezimal zwischen 0 – 1. Eine Heritabilität von 1 ergibt sich, wenn ausschließlich Gene für ein Merkmal verantwortlich wären. Auch eine Angabe in Prozent ist möglich.
Der ermittelte Wert steht aber immer **in Bezug zur jeweils untersuchten Population** zum Untersuchungszeitpunkt unter den gegebenen Bedingungen. Es gibt Eigenschaften, bei denen die genetische Seite stark ist (hohe Heritabilität > 0,45 oder auch > 45%). Das betrifft z. B. Körperform, Kopfform, Beinlänge oder Jagdstil (Nasenarbeit, Jagd auf Sicht), der aber wiederum auch vom Körperbau abhängt (z. B. Lage der Augen beim Barsoi). Merkmale wie Körpergewicht, physische Leistungsfähigkeiten oder Krankheiten (Hüftgelenksdysplasie) haben mittlere Werte (um 20-30%) und eine niedrige Heritabilität (<15%) haben z. B. die Krankheitsresistenz und die Mehrzahl weiterer Verhaltensmerkmale.

Studie zur Erblichkeit hundlicher Eigenschaften (Willis, M. B.,1992)

Es ergaben sich folgende Heritabilitäten (Beispiele):

- jagdliche Veranlagung 10-30%
- Nervosität 50%
- Temperament 30-50%
- verschiedene Leistungsmerkmale 10-50%

(Aus: Protokoll der Jahresversammlung der UEBB-Kommission für Verhalten und Arbeit, 2003)

Beispiel seelische Störungen beim Menschen

Die Untersuchung genetischer Faktoren ergab folgende Werte

- Panikstörungen 40%
- Angststörungen 30%

(Nach Schumacher u. a., 2002, in Wolff, G., auf www.prof-wolff.de)

Beispiele für Erblichkeitsgradschätzung (h^2); verschiedene Autoren

Nervosität:	58% - 62% (Blindenführhunde und Pointer)
Ängstlichkeit:	46%
Temperament:	51%
Freundlichkeit:	37% (Deutscher Schäferhund)
Fähigkeit zur Mitarbeit:	35%
Nervenfestigkeit:	25% (Deutscher Schäferhund)
	17% (Labrador)
Schärfe:	13% (Deutscher Schäferhund)

Korrelationen (+ oder -)

+ zwischen Bereitschaft zur Mitarbeit und Konzentrationsfähigkeit
+ zwischen Nervosität und Misstrauen
- Nervosität und Bereitschaft zur Mitarbeit
- Temperament und Grad der Hüftgelenksdysplasie (!)

(Aus: Nitzl, D.,2002, S. 27 f.)

Kreuzungsversuche von Scott (1964)

Für die Höhe der Reizschwelle zum Auslösen des Bellens (als Teil des Aggressionsverhaltens) ist ein dominanter Erbgang zuständig ist.

Eine relativ niedrige aggressionsauslösende Reizschwelle darf allerdings nicht grundsätzlich mit einer gesteigerten Gefährlichkeit einer Rasse gleichgesetzt werden (Aus: Nitzl, D.,2002, S. 24 und 26)

Studien an identisch aufgezogenen Hundewelpen verschiedener Rassen

Scott und Fuller (1965) zeigen, dass emotionales Verhalten als Faktor für die Trainierbarkeit stark von genetischen Voraussetzungen abhängt, es ist rasse- und individualtypisch.

(Aus: Nitzl, D.,2002, S. 24)

Zuchtversuch mit Pointerlinien (Murphree und Newton, 1971)
Es wurden innerhalb von 10 Jahren zwei Pointerlinien gezüchtet:
1 normal freundliche
2 extrem ängstliche bezüglich Kontakt mit Menschen
Die Kreuzungsprodukte aus beiden fielen immer so aus, dass sich mehr Nachkommen der Gruppe **2** als der Gruppe **1** zuordnen ließen (**2** > **1**).

Dabei soll der ***väterliche genetische Einfluss*** stark gewesen sein.
(Aus: Nitzl, D.,2002, S. 29)

Beispiel angstbedingte Aggression beim Golden Retriever
Knol u. a. (1977) weisen nach, dass angstbedingte Aggression genetisch bedingt ist. Eine familiäre Häufung des Problems wurde festgestellt und ein dominanter Erbgang vermutet.
(Aus: Nitzl, D.,2002, S. 24)

Mentalitätstest für Hunde in Schweden
Die Mentalitätsbeschreibung wird in Schweden für alle je in die Zucht kommenden Hunde nach wissenschaftlichen Kriterien durchgeführt. Bis 2000 wurden über 11 000 Hunde aus 153 Rassen untersucht.
Die Analyse der Ergebnisse (Nachkommensuntersuchung) zeigte, dass für die Mehrzahl der getesteten Verhaltensmerkmale erblicher Einfluss besteht. Besonders deutlich zeigte sich das bei Angstreaktionen.
(Sundgren, P.-E., 2001)

Eine einfache Übertragung der Heritabilitäten (Prozentwerte) auf den Anteil der Gene beim Ausprägen des Phänotyps von Individuen ist aber trotzdem unzulässig.

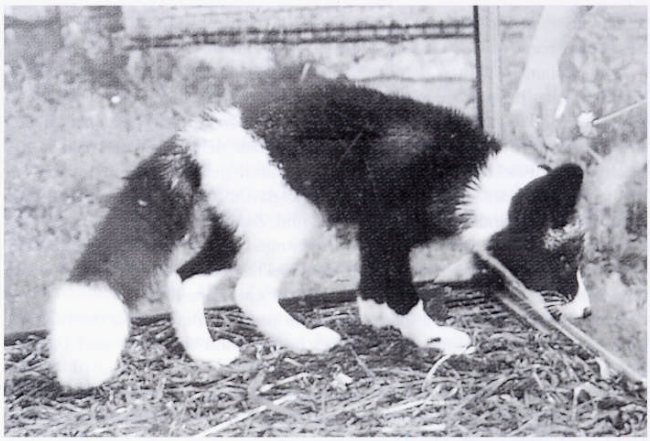
Es gibt verschiedene Mechanismen der Vererbung. Entscheidend ist, welche Art der Vererbung bei welchem Merkmal zutrifft. Es gibt ganz wenige Eigenschaften, bei denen wir vom Sichtbaren unmittelbar auf das Genetische Rückschlüsse ziehen können.
Die Mehrzahl von Eigenschaften geht also auf den Einfluss gekoppelter Gene, vielseitiger und zusammenwirkender Gene zurück. Bei **komplexen polygenen Merkmalen** ist die Zahl der mitwirkenden Gene und deren Kopplung meist völlig unbekannt und es ist nie abzusehen, was sich bei der Selektion auf nur *ein* Merkmal noch mit verändert.

Die Kopplung physischer Merkmale mit Verhaltenweisen ist z. T. noch recht einfach vorstellbar (z. B. Anatomie des Huskys und Laufleistung im Gespann). Es gibt aber viele versteckte und unberechenbare Zusammenhänge.
Bereits in weiter oben beschriebenen Beispielen werden **unerwartete Kopplungen von physischen Merkmalen und Verhalten** (Temperament korreliert negativ zum Grad der HD!) beschrieben.

Folgendes Beispiel belegt sehr deutlich die Zusammenhänge von Bau und Funktion bzw. auch Verhalten.

Beispiel Beljajew-Füchse:

Eine derartige ungewollte Kopplung einer Eigenschaft mit anderen phänotypischen Ausprägungen zeigt das Silberfuchsexperiment von Dimitri Beljajew vor ca. 30 Jahren. Er hat versucht, die Füchse, deren Handling sich in einer Pelztierfarm als sehr schwierig erwies, auf zahmes und zutrauliches Verhalten zu selektieren. Kriterium der Auslese war die Fluchtdistanz. Bereits nach 18 Generationen war zu verzeichnen, dass die Tiere zwar recht zahm wurden, sich aber weitere ungewollte Eigenschaften einstellten. Die Füchse verhielten sich wie domestizierte Hunde, sie sahen plötzlich auch so aus (scheckig, Schlappohren, erhobene Schwanzspitzen), die Weibchen wurden jetzt zweimal im Jahr läufig, sie hörten sich sogar an wie Hunde. Keines dieser äußeren Merkmale war Zuchtziel gewesen und z. T. sogar total unerwünscht. Zur Pelzgewinnung konnte man gescheckte Tiere nicht brauchen. Die Art zerfiel regelrecht (Coppinger, R. u. L., 2001, S. 67).



Ein gescheckter Fuchs. Vor 30 Jahren sandte mir Dimitri Belyaev mehrere Aufnahmen seiner genetisch zahmen Füchse. Er hatte nur auf zahmes Verhalten gezüchtet, aber eine Reihe anderer, teils sogar unerwünschter Merkmale erhalten, die er sich nicht erklären konnte. Darunter waren scheckiges Fell, Hängeohren und hundeähnliche Lautäußerungen.

Abbildung 4: Beljajew-Fuchs (Aus: Coppinger, R, u. L., 2001, S.67)

In der Humangenetik und Psychotherapie gibt es Kopplungsanalysen zu bestimmten psychischen Störungen. Das heißt, dass bestimmten Erkrankungen Chromosomenstörungen zuzuordnen sind. Dabei treten **Symptome in ganz verschiedenen Strukturen** auf.

Beispiele psychischer Erkrankungen

- Panikstörungen korrelieren mit Auffälligkeiten an der Bindegewebsstruktur (Überstreckbarkeit der Gelenke)
- Chromosomenstörungen gehen allgemein mit seelischen Störungen und Störungen der Persönlichkeit einher, sie ziehen auch strukturelle Störungen nach sich (Skelettauffälligkeiten, Herzfehler, Beeinträchtigung der kognitiven Leistungen, Koordinationsproblemen, Stimmungsschwankungen, aggressive Durchbrüche, Sinken der Frustrationstoleranz usw.)

Beispiel Symptomatik Klinefelter-Syndrom (abweichende Anzahl der Geschlechtschromosomen bei Jungen)

- Kleinkinder sind auffällig ruhig, sanft, passiv, ängstlich, zurückhaltend
- sie sind stark auf die Mutter fixiert, zeigen in der Regel keine Trotzphase; im Kindesalter kennzeichnet sie Interesselosigkeit, Schüchternheit, Traurigkeit
- sie entwickeln in Gruppen wenig soziale Beziehungen
- präpubertär entwickeln sie starke Minderwertigkeitsgefühle, geringes Selbstvertrauen, höhere Empfindlichkeit und Verletzlichkeit, niedrigere Aggressivität und Rückzugstendenzen
- später wirken sie unreif, unsicher, ängstlich, haben Probleme mit Gleichaltrigen, Anpassungsstörungen und Trennungsprobleme

Wolff, G., auf www.prof-wolff.de

Beispiel Schäferhundzucht

Ginsburg (1976) stellte fest, dass durch unbedachte Züchtung (Selektion ohne geeignete Beachtung des Temperaments) von Deutschen Schäferhunden nach dem ersten Weltkrieg übermäßig viele scheue und aggressive Tiere entstanden.
(Aus: Nitzl, D.,2002, S. 25)

Coppinger (2001) schreibt, dass das Aussehen von Arbeitshunderassen das Ergebnis der langjährigen Auswahl nach bestimmten Verhaltensweisen und speziellen Leistungsmerkmalen ist. Mit jeder übertriebenen Konzentration auf Details läuft man Gefahr, die Rasse zum Zerfall zu führen (Degeneration).

Beispiel „glänzendes Fell“

Bei Hunden, denen ein besonders glänzendes Fell „angezüchtet“ wurde, verzeichnete man eine besonders leichte Erregbarkeit, sie waren „nervig“. Die Zuchtauswahl nach glänzendem Fell hatte indirekt auch genetische Änderungen in der hormonellen Steuerung bewirkt (Schilddrüse!). Mit dem Erwerb des eleganten Hochglanzfells hat der Hund einen hohen Preis bezahlt! (Weidt, H., Berlowitz, D., 2001, S.142)

Standardfestschreibung für Jack Russel Terrier

„Was das Wesen/Verhalten betrifft, so sehen wir heute vermehrt zurückhaltend bis ängstlich reagierende Hunde, ein für JRT ganz und gar untypisches Verhalten. Diese Tendenz begann mit der ‚standardisierten Zucht’ und wird umso ausgeprägter, je mehr sich der ursprüngliche Gebrauchshund zum modernen Schauhund entwickelt.“ (RTC-CH, 2002)

5. Verantwortung von Zuchtvereinen

Wir sind Mitglieder eines Hundezuchtvereines, Züchter und Hundeliebhaber, vielleicht auch Hundeausbilder oder –trainer, keine Verhaltensbiologen oder Genetiker. Trotzdem nehmen wir, ob gewollt oder nicht, immer Einfluss auf die uns anvertraute Hundepopulation, insbesondere die Zuchttiere im Rassehundezuchtverein. Wir haben deshalb die Verpflichtung,

unser Handeln immer wieder an den sich erweiternden Erkenntnissen zu messen, es zum Wohl von Mensch **und** Hund immer wieder auf den Prüfstand zu stellen. Auch sollten wir Erfahrungen kundtun und dazu beitragen, durch die Verbreitung von Erkenntnissen und die Vermittlung von Wissen, die Schar der Hundeinteressenten, Welpenkäufer und die Öffentlichkeit bestmöglich zu informieren.
Wir sollten es aber tunlichst vermeiden, eigene Auffassungen und persönliche Tendenzen oder Neigungen zu generalisieren und zum Maßstab der Dinge zu machen.

Alle zusammengetragenen Erkenntnisse führen uns vor Augen, dass Rassehundezuchtvereine eine ungeheure Verantwortung tragen- und zwar nicht nur die Züchter, die letztendlich die rassegerechte Zucht durchführen. Besonders die Organisatoren des Prozesses sind stark involviert, denn sie sichern die Randbedingungen und bestimmen u. U. die Richtung des einen oder anderen Vorgehens. Dazu gehören sowohl Funktionäre als auch Richter, die letztendlich u. U. durch ihre subjektiven Vorlieben richtungweisend in Erscheinung treten können.
Genau hierin liegt oft der „Knackpunkt".
Die Geschichte der Hundezucht zeigt, dass den Tieren oft der menschliche Zeitgeschmack aufgezwungen wurde, ohne die biologischen Gesetzmäßigkeiten zu berücksichtigen, was bereits eingangs erwähnt wurde.
Menschen züchten Haushunde mit kurzen Schnauzen, weil durch den runden, kurzen und welpenähnlichen Kopf das Aufzucht- und Pflegeverhalten des Menschen aktiviert wird. Der *Mensch* zieht daraus den Nutzen, denn es befriedigt *sein* Bedürfnis, ein Wesen mit Zuneigung und Fürsorge zu überschütten. Der Hund bezahlt mit Atemproblemen. (Coppinger, R. u. L., 2001, S. 260).
Menschen schaffen sich oft aufgrund von Äußerlichkeiten oder nachgesagten Wesenszügen einen Vierbeiner einer bestimmten Rasse an. Wenn sie aber weder über Zeit, Hundesachverstand und den Willen zu einer art- und rassegerechten Haltung verfügen, kommt es oft zum Dilemma. Es entwickelt sich problematisches Verhalten des Hundes. Versucht man nun, diesen Problemen während der Ontogenese von Individuen bei ihren nicht passenden Bezugspersonen mit züchterischen Mitteln entgegenzuwirken, schüttet man das Kind mit dem Bade aus.

<u>AIBO- Roboter als Ersatztier?</u>
Fleig (2000) beschreibt den Idealhund, den japanischen Robo Dog (Roboterhund der Firma Sony), der zu benutzen ist wie ein Tamagotchi. Leider hat er kein Fell und kostet 2450 $.

Die Entwicklung einer ganzen Reihe von Hunderassen lief bereits in eine solche Falle. Ungewollte Auswirkungen auf Gesundheit und Verhalten sind die Folge.

Die Rasse Golden Retriever wird von Coppinger (2001) heute als Zerrbild der Ursprungshunde vom Rassebegründer Lord Tweedmouth bezeichnet, weil sich zusätzlich mit dem Verlust an Leistungsfähigkeit gesundheitliche Probleme herauskristallisierten. Sie leiden häufig an Bindegewebsschwäche und anderen orthopädischen Beschwerden. Das erscheint

logisch, denn Ausdauer und Elan, die Basiseigenschaften eines jeden Arbeitshundes, repräsentieren gleichzeitig auch Vitalität und Gesundheit.
Es war auch zeitweilig eine Häufung von Angstaggression zu verzeichnen (Nitzl, D. 2002).
Bei Labradoren wird beklagt: „Sehr häufig trifft man auf Hunde, die aufgrund ihrer mangelnden Führigkeit und Sturheit nur noch schwer auszubilden sind oder sogar auf solche, die jegliches Interesse an der Apportierarbeit verloren haben."
(zitiert aus: http://www.gunsights.de/pg_gunsights/pg_dualpurpose/d_advantage_disadvantage.htm, vom 25.12. 2008)
Erste Kriterien für die Richtung der Zucht müssen immer Gesundheit und Vitalität im biologischen Sinne sein.

„Die genetische (phänotypische) Vitalität ist gleichbedeutend mit genetischer Gesundheit..."
„*Wenn wir das Verhalten eine Hundes ändern wollen- damit er ruhiger und weniger lebhaft ist-*, müssen wir auch seine Form verändern." „Es ist *unmöglich, auf ein Verhalten zu selektieren, das einen geeigneten Haushund ergibt, dabei aber gleichzeitig die Form des Arbeitshundes beizubehalten. Dabei fällt der Hund auseinander. Er leidet an angeborenen Krankheiten. Seine Hüften passen nicht mehr recht zueinander. Die Gelenke sind nicht mehr so stark, der Hund hat Zuckungen und Blutungen* und ist von Generation zu Generation schlimmer dran."
(Coppinger, R. u. L., 2001, S. 267).

Coppinger folgend, entwickelt sich ein Teufelskreis, in dem moderne Haushunde in wachsendem Maße gefangen sind. Die Entwicklung von Verhaltensauffälligkeiten und Krankheiten führt nämlich dazu, dass sich der Genpool weiter reduziert, da die „zuchtuntauglichen" Tiere ausgesondert werden müssen.
Da die Zuchtbücher meist geschlossen sind, kann auch kein „Auszüchten" den „Circulus vitiosus" durchbrechen.
Je kleiner die Population ist, desto eher landet man in einer Sackgasse.

Da wir alle den Hund unserer auserwählten Rasse in seiner Optik bei guter Gesundheit behalten wollen, gibt es nur den Schluss, dass wir auch seine **Vitalität im Rahmen der ursprünglich selektierten Leistungsmerkmale im Auge behalten** müssen!
Die große Anpassungsfähigkeit des Hundes und die Variabilität der Rasse (Bandbreite) in der Ausprägung individueller Merkmale sind ausreichend dafür, dass jeder gewillte und informierte Hundehalter „seinen" Hund **finden und formen** kann.

Das bedeutet allerdings, dass sowohl die Vermittlung von theoretischen Kenntnissen als auch die Schulung der praktischen Fertigkeiten im Umgang mit dem Hund und seiner art- und rassegerechten Auslastung für Züchter und Hundehalter zwingend notwendig ist.
Ein Zuchtverein, der seine Verantwortung gegenüber der Rasse ernst nimmt, wird das deshalb zu den seinen zwingend notwendigen Aufgaben zählen. (Carlsson, S. in: Fleig, D., 2000, S. 196).

Schwerpunkte für die Arbeit der Zuchtvereine sollten sein:

1. Optimierung der Individualentwicklung des Hundes, der dadurch seine Anlagen erst ausprägen kann
2. Anstreben einer möglichst optimalen „Passung“ zwischen Hund, Halter und Lebensumständen
3. Keine Zuchtzulassung von Tieren, die trotz guter Aufzucht vermehrt oder extrem unerwünschte Verhaltensweisen zeigen (das sind solche, die unter Normalbedingungen die Befindlichkeit des Tieres im Zusammenleben mit dem Menschen unverantwortlich ungünstig beeinflussen), da hier erbliche Determination zu schlussfolgern ist
4. Einschränkung der Zuchtzulassung von Tieren, die trotz guter Aufzucht Verhalten zeigen, das einen Mangel an Vitalität vermuten lässt
5. Die entsprechende Gestaltung der Rahmenbedingungen
6. Dokumentation und Veröffentlichung von Parametern, die Zuchthunde und ihre Nachkommen bezüglich Verhaltenstendenzen und Funktionalität beschreiben

Fazit:

„Das größte Problem bei der Bewältigung der hier umrissenen Aufgaben liegt aber nicht im Wesen des Hundes selbst, sondern im Wesen des Menschen.“ (Weidt, H., Berlowitz, D., 2001, S.144)

Ausblick:

„Die beste Lösung – tagein tagaus – ist unsere Hunde für alle nützlichen Aufgaben, derer sie fähig sind, einzusetzen – *und darüber der Welt immer neues zu erzählen!*“ (Carlsson, S. in: Fleig, D., 2000, S. 207)

Abb. 5: Quo vadis Weißer Schweizer Schäferhund?

6. Literaturverzeichnis

Coppinger, R. u. Coppinger, L. (2001).
Hunde – Neue Erkenntnisse über Herkunft, Verhalten und Evolution der Kaniden.
animal learn Verlag, Bernau.

Feddersen-Petersen, D. U. (2004).
Hundepsychologie – Sozialverhalten und Wesen, Emotionen und Individualität.
Franckh-Kosmos-Verlags-GmbH & Co., Stuttgart.

Feddersen-Petersen, D. U.(2008).
Ausdrucksverhalten beim Hund.
Franckh-Kosmos-Verlags-GmbH & Co., Stuttgart.

Fleig, D. (2000).
Quo vadis Canis – Der Hund, eine vom Aussterben bedrohte Tierart?
Kynos Verlag, Mürlenbach.

Franck, R. C. u. Grauss, M. (2008).
Hab' keine Angst mein Hund - Ängste bei Hunden erkennen und abbauen.
Cadmos Verlag GmbH, Brunsbeck.

Gosling, S.D. & John, O.P. (1999).
Personality Dimensions in Nonhuman Animals: A Cross-Species Review.
Current Directions in Psychological Science, 8, 69-75
Grauss, M. (2004).
Hunde und ihre Menschen. Eine Studie zu den Persönlichkeitseigenschaf-ten von Hundebesitzern und der Mensch-Hund-Beziehung.
Diplomarbeit, Universität Trier

Haag, N. (2003).
Jahresversammlung der UEBB-Kommission für Verhalten und Arbeit 2003.
Protokoll vom 12./13. April 2003, Sien

Hoffmann, U. (2000).
Umweltbedingte und genetische Einflüsse auf die Merkmale der Leistungsprüfung beim Koppelgebrauchshund Border Collie.
Diss. Tierärztliche Hochschule Hannover

Kaminski, J. u. Bräuer, J. (2006).
Der kluge Hund – Wie Sie ihn verstehen können.
Rowohlt Taschenbuchverlag, Reinbek.

Lambrich, M. (2007).
Vergleichende Verhaltensentwicklung von Junghunden (3.-10. Lebensmonat) der Rasse Border Collie unter verschiedenen Nutzungsbedingungen.
Diss. Physiologisches Institut, Tierärztliche Hochschule Hannover und Zoologisches Institut, Christian-Albrechts-Universität, Kiel.

Lindner, R. (2007).
Skript zum Seminar Sozialverhalten Hund am 23.06. 2007. Unveröffentlichtes Material, Leipzig.

Nitzl, D. (2002).
Wesenseigenschaften von Retrievern – Statistische Auswertung der Wesenstestergebnisse von drei Retrieverrassen.
Diss. Tierärztliche Fakultät, Ludwig-Maximilians-Universität München.

Oerter, R. u. Montada, L. (1998).
Entwicklungspsychologie. Psychologische Verlagsunion, Weinheim.
Sigrist, C. (2007).

Die Beurteilung der Persönlichkeit von Tierheimhunden anhand eines einfachen Tests oder einer kombinierten Testmethode.
Diss. Vetsuisse-Fakultät, Universität Bern.

Sundgren, P.-E. (2001):
Mentalitätsbeschreibung Hund (MH) als Hilfsmittel in der Hundezucht.
Skript, Abt. Kleintierzucht, Schwedische Landwirtschaftsuniversität, Uppsala

Vogel, G. u. Angermann (1971):
Taschenbuch der Biologie. VEB Gustav Fischer Verlag, Jena.

Wechsung, S. (2009):
Dreiviertel aller Hundehalter sind die Bedürfnisse ihrer Tiere sehr wichtig. Artikel in: UR, 1/2009, S.11

Weidt, A. (2005):
Hundeverhalten – Das Lexikon.
Roro-Press Verlag AG; Dietlikon

Weidt, H. u. Berlowitz, D. (2001):
Das Wesen des Hundes – Verhaltenskunde für eine harmonische Beziehung zwischen Mensch und Hund.
Augustus Verlag, Augsburg.

Wiechmann, R.:
Gesundheit und Vitalität als Zuchtziel- Ansichten und Analysen.
Lüneburg, 2004

Wolff, G.:
Die Bedeutung genetischer Faktoren für seelische Störungen.
[Internet: http://www.prof-wolff.de]

www.gunsights.de

Wesen und Funktionalität im Standard des Weißen Schweizer Schäferhundes

1. Besonderheit der Rasse

Die Entstehung der Rasse ist uns bekannt und wurde vielfach beschrieben (Von Döllen, G. u. a., 2003; Michoux, B. u. a. 2001)
Der Ursprung der Rasse liegt in der Ausgrenzung des Farbschlages Weiß der Rasse Deutscher Schäferhund seit dem Jahr 1933, als der Schäferhundverein den Ausschluss dieses Farbschlages aus dem Standard beschloss.
Somit liegt eine wesentliche Besonderheit der nun mittlerweile als neue Rasse anerkannten Population darin, dass sie sich aus einer kleinen Teilpopulation herauskristallisierte. Dabei war dieser Farbschlag auch ursprünglich bei der Rassegründung schon rezessiv im Genpool enthalten (Greif, Großvater des Stammvaters „Horand von Grafrath“), es handelt sich um keine Mutation (z. B. Albinismus).

Populationsgenetisch ist das insofern interessant, als dass kleine Populationen einer schnelleren Evolution unterliegen als große, da innerhalb kurzer Zeit eine viel größere Varianz entsteht.

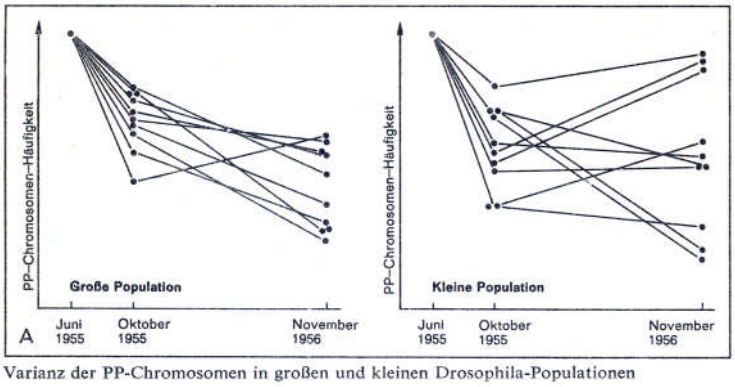


Abb. 1: Varianz in verschieden großen Drosophila-Populationen (Vogel, G. u. Angermann,1971)

Durch den rezessiven Erbgang der weißen Fellfarbe (bei schwarzer Pigmentierung der Haut!) sind alle Allele für andere Fellfarben ausgemerzt (Elimination).
Es kann aber auch sein, dass nur mitgeführte Allele, die sich im größeren Genpool nicht durchsetzen konnten, in der Teilpopulation angehäuft werden (Alleldrift).
Es bestünde theoretisch die Möglichkeit, aufgrund der breiteren Streuung von Merkmalen, schnellere Entwicklungsschritte in die eine oder andere Richtung zu nehmen.
Da man bei polygenen Eigenschaften (z. B. Verhaltensmerkmale) die Kopplungsmechanismen kaum kennt, wäre das aber mit der hohen Gefahr verbunden, auch gleichzeitig unerwünschte Effekte auszuwählen oder aber auch Merkmale zu verlieren, die für den Erhalt der biologischen Vitalität notwendig sind.
Nur an *einem* „Rand“ der Häufigkeitsverteilung zu selektieren bedeutet immer, den Genpool der Population extrem einzuschränken. Man erhielte hier den gleich zu setzenden Effekt, wie bei starker Innzucht.

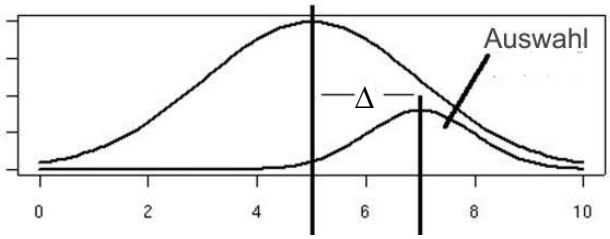


Abb. 2: Normalverteilung und Auswahl an einem „Rand“

2. Verhaltensmerkmale und Ursprung von Wesen und Funktionalität beim Schäferhund

Die Tiere, die bei der Rassebegründung Deutscher Schäferhund beteiligt waren, dienten vorwiegend Wanderschäfern zur Begleitung der Schafherden. Sie hatten hütende (lenkende), treibende und begrenzt auch schützende Aufgaben. Sie mussten also in Zusammenarbeit mit dem Schäfer vielfältige Arbeitsweisen an den Tag legen. Die Ursprungshunde dieser Rasse waren Arbeitshunde, die auf ein vielseitiges Verhaltensrepertoire, bezogen auf Schäfer und Herde, ausgesucht wurden. Man findet hier laut Coppinger (2001) **kein hypertroph** ausgeprägtes Muster in der Aktionskette der Jagd (bzw. des Beutefangverhaltens). Im Gegensatz zum Border Collie, der als Spezialist im unwegsamen Gelände seiner Herkunftsregion und später im Koppelgebrauch z. B. das Fixieren und Anpirschen favorisiert ausprägte, ist er eher der Allrounder.
Es war aber eine **verstärkte Ausprägung von Verhaltensweisen aus dem Funktionskreis Sozialverhalten** nötig, einerseits um die Zusammenarbeit mit dem Schäfer sicher zu stellen, andererseits gegenüber den Tieren der Herde funktionstüchtig zu sein. Kennzeichnend ist eine hohe Soziale Kompetenz (gegenüber dem Menschen und den zu hütenden Tieren), die beinhaltet z. B.

- ausgezeichnete Kommunikationsfähigkeit
- Einordnungsbereitschaft
- hohe Bindungsbereitschaft
- ein hoher „Willen zu gefallen“ („Will to please“)
- Durchsetzungsvermögen und Selbstbewusstsein gegenüber den zu hütenden Tieren

<u>Definition Soziale Kompetenz</u>
= Fähigkeit, das Geschehen des Zusammenlebens so zu gestalten, dass im Rahmen der gegebenen Umstände alle daran Beteiligten nachhaltig bestmöglichen Nutzen haben.
= Soziale Signale und Bedürfnisse anderer wahrnehmen und situationsgerecht darauf eingehen können= Einhalten von Regeln zur Organisation und zur Aufrechterhaltung gegenseitigen Vertrauens im Dienst der Gemeinschaft
(Weidt, A., 2005, S. 190)

Weitere notwendige Verhaltensweisen, die sich auf verschiedene Funktionskreise beziehen, waren

- angemessene Problemlösungsfähigkeit
- hohes Lernvermögen
- Ausdauer und Elan in Bezug auf die auszuübende Tätigkeit

- geringe Ablenkbarkeit
- Geduld, gepaart mit einem ausreichend hohem Reaktionsvermögen
- schnelles Beruhigungsvermögen
- ausgeglichene Bilanz von Erregung und Hemmung

Diese Kombination von Eigenschaften, die die Persönlichkeit dieses "Hütehundes" prägten, garantierte der daraus hervorgehenden Rasse ihre Einsatzvielfalt im Dienste des Menschen. Aber auch seine Prädestination als Sozialpartner in der Familie leitet sich davon ab, vorausgesetzt, der Mensch versteht sich wirklich als ein Teil der Partnerschaft und achtet die rassebedingten Bedürfnisse des Hundes.

3. Weißer Schweizer Schäferhund laut FCI-Standard und Interpretation

Zur Einschätzung der so genannten „rassetypischen" psychischen und physischen Eigenschaften ist es zunächst notwendig, sich über die im Rassestandard beschriebenen Angaben ein klares Bild zu machen. Aus den umgangssprachlichen „Beschreibungen" im Standard sind eine Zielvorstellung und eine für die Rasse akzeptable Bandbreite von nötigen, möglichen oder auch unerwünschten Verhaltensweisen abzuleiten. Konkret auf Funktion und Wesen weisen folgende Aussagen hin:

<u>FCI-Standard Nr. 347</u>
Klassifikation: Gruppe 1/Sektion 1: Schäferhunde ohne Arbeitsprüfung

Verhalten und Charakter:
Temperamentvoll, nicht nervös, aufmerksam und wachsam;
gegenüber Fremden gelegentlich etwas zurückhaltend,
niemals ängstlich oder aggressiv

Verwendung:
Familien- und Begleithund mit ausgesprochener Kinderliebe,
aufmerksamer Wächter,
freudiger und gelehriger Arbeitshund

Detailbeschreibung- ausschließende Fehler:
Ängstlichkeit, Aggressivität

Professor Peter Friedrich unterzog den Standard des Weißen Schweizer Schäferhundes in Vorbereitung einer Veranstaltung der Wesens- und Zuchtkommission des BVWS e. V. (Friedrich, P., 2008) einer umfassenden Analyse. Er deckte Widersprüche auf und gab Hinweise zur Wesensprüfung von Zuchttieren.
Die Problematik wurde zur Veranstaltung und in deren Auswertung ausführlich diskutiert. Auch Bestrebungen der FBBSI, einen Wesensstandard für die Rasse ausführlicher zu verfassen und ein Wesensprofil zu erstellen, führte z. T. zu recht umfangreichen und hin und wieder kontroversen Diskussionen innerhalb verschiedener Gremien des Vereins. Das ist ein normaler Prozess, da man hier (u. U. noch extremer als beim Exterieur) ganz besonders der Verführung unterliegt, persönliche Vorlieben einfließen zu lassen.

Im Ergebnis analytischer Arbeit und unter Einbeziehung von Fachliteratur und fachmännischer Unterstützung, kann zum gegenwärtigen Zeitpunkt von den zur Bearbeitung benannten Personen (Fesser, H. u. Forke, B.) eine Standardinterpretation vorgelegt werden.
Es ist zu berücksichtigen, dass zur Erhaltung der Gesundheit und Vitalität und damit zur Sicherstellung der Funktionalität, die im Standard beschriebenen Faktoren der Anatomie und des Exterieurs (z. B. Pigmentierung) nicht entkoppelt betrachtet werden dürfen, da sie auch wesentlichen Anteil haben.
Weiterhin ist zu bemerken, dass sich sowohl Verhaltensmerkmale als auch Charaktereigenschaften, die die Persönlichkeit eines Individuums ausmachen, erst durch adäquate Förderung ausprägen!

Standardinterpretation der Rasse Weißer Schweizer Schäferhund (WSS) hinsichtlich Wesen und Funktionalität

Charakter und Temperament
Der WSS hat ein angenehmes Temperament. Er ist motorisch aktiv (bewegungsfreudig) und aufmerksam. Ihn sollten Motivierbarkeit, Lern- und Spielfreude auszeichnen.

Dabei bleibt er leicht zu lenken und zu kontrollieren.
Die Reaktivität ist von mittlerer Stärke, das Beruhigungsvermögen hoch. Die Toleranz gegenüber Reizen aus der normalen belebten und unbelebten Umwelt sollte hoch sein.
Er zeichnet sich durch hohe soziale Kompetenz aus.
Die Interaktionen des Hundes sind überwiegend von freundlicher (aktivierend-interaktiver), aber unaufdringlicher Kontaktbereitschaft gekennzeichnet.

Idealerweise erwünscht
- Verhaltenstendenzen in Richtung emotionaler Stabilität (Gelassenheit, Selbstsicherheit, Entspanntheit, nervale Belastbarkeit)
- Offenheit für neue Erfahrungen (Lernfähigkeit, Intelligenz, Aufmerksamkeit, Interessiertheit, Problemlösungsfähigkeit)
- Verträglichkeit, Umgänglichkeit
- Spiellust und Motivierbarkeit
- Nervale Erregungs- und Hemmungsprozesse haben eine ausgeglichene Bilanz

Toleriert
- leichte Introvertiertheit (abwartend-reaktives Verhalten)

Unerwünscht
- emotionale Instabilität (nervöses, angespannt-unsicheres Verhalten)
- in Verbindung mit unsicher-vermeidendenden Interaktionen
- passives, träges, motivationsloses oder gehemmtes Verhalten (in unangemessenen Situationen)
- Übererregbarkeit

Ausschließend
- ausgeprägte oder generalisierte Ängstlichkeit , Angstaggressivität
- unangemessene Aggressionen in friedlicher Situation

Verwendung

Familien- und Begleithund
freudiger und gelehriger Arbeitshund (Allrounder)

Idealerweise erwünscht

- aktiv gehaltener Familien- und Begleithund mit hoher sozialer Kompetenz
- der gut trainierbar ist und sportlich geführt werden kann
- der über Potenzen für vielseitige Ausbildungen verfügt, um als Arbeitshund eine „Lebensaufgabe“ mit seinem Teampartner zu bewältigen

Erläuterung zu Charakter und Temperament:
Durch das Zusammenwirken von Charaktereigenschaften und Temperament ergeben sich relativ stabile Verhaltenstendenzen. Das macht die Persönlichkeit mit ihrer ganz individuellen Struktur aus. Die Palette der Ausformungen ist breit (eben individuell). Bildlich kann man sich die Einordnung der „Hundepersönlichkeit“ am besten innerhalb der Quadranten des Persönlichkeitszirkels vorstellen.

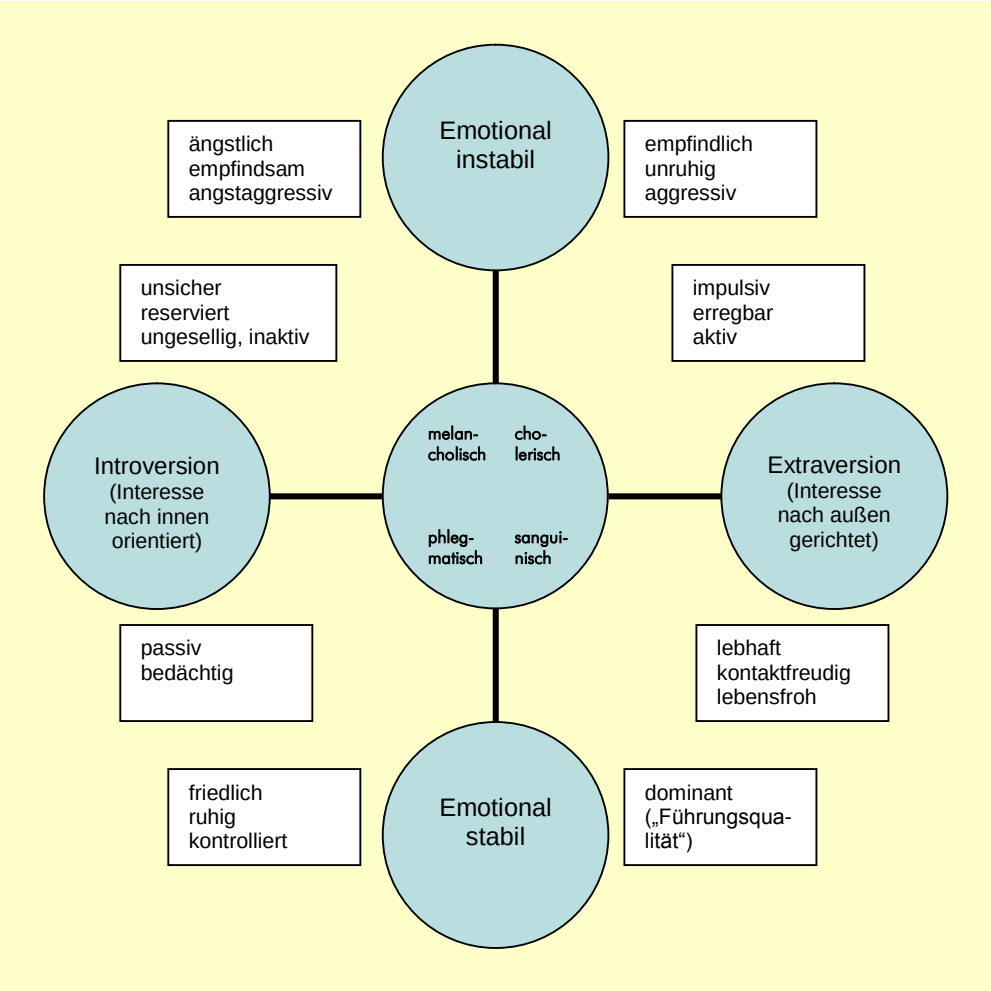


Abb. 3: Die vier Quadranten des Eysenck’schen Persönlichkeitszirkels (in Anlehnung an Sigrist, C., 2007)

Diese Verhaltenstendenzen bewegen sich zwischen **emotionaler Stabilität** und Instabilität, beziehen sich auf mehr oder weniger **Verträglichkeit, Offenheit gegenüber neuen Erfahrungen,** kennzeichnen **Interaktionen** und den Grad von **Verlässlichkeit, Zielorientiertheit** einschließlich „Arbeitswillen“ („Big-Five-Modell“ nach Gosling, aus: Miklósi, A., 2007).
Der Begriff Temperament dient vorwiegend der Beschreibung der dynamischen Prozesse („Ablaufprozesse“). Dazu gehören die Beweglichkeit der Nervenprozesse, das Verhältnis von Erregungs- und Hemmungsprozessen, das Aktivitätsniveau, die Reiz-Reaktions-Beziehungen usw.

Erläuterung zu Verhaltensweisen aus den verschiedenen Funktionskreisen:
Zur Rassebeschreibung ist die Betrachtung von Verhaltenstendenzen in mehreren Funktionskreisen besonders relevant.

Sozialverhalten zum Menschen
Der WSS ist ein Hund mit hoher sozialer Kompetenz.

Idealerweise erwünscht
- ausgezeichnete Kommunikationsfähigkeit
- Einordnungsbereitschaft
- hohe Bindungsbereitschaft
- ein hoher „Willen zu Gefallen“ („Will to please“)
- situationsangemessenes Stressmanagement

Das sichert im Allgemeinen seine Sozialverträglichkeit, die Geduld gegenüber Kindern und die Fähigkeit, zur Bezugsperson (den Bezugspersonen) eine sichere Bindung aufzubauen.

Idealerweise erwünscht
- Sichere Bindung = optimale Balance zwischen Selbständigkeit und Bindung (der Hund zeigt Freude und Nähe zur Bezugsperson, gleichzeitig interessierte Exploration der Umwelt, er ist zuversichtlich, freundlich, offen gegenüber Neuem)

Unerwünscht
- Unsicher-ambivalente Bindung = zu eng, klebend (ängstlich und abhängig von der Bezugsperson, extrem belastet durch Alleinsein; permanenter Versuch, die Stimmung der Bezugsperson zu erfassen, Einschränkung des Erkundungs- und Neugierverhaltens)

Beutefangverhalten
Es gibt beim Schäferhund anlagebedingt kein hypertroph ausgeprägtes Bewegungsmuster innerhalb der Aktionskette des Beutefangverhaltens (der Jagd).
Orten/Fixieren/Hetzen/Packen existieren abgekoppelt voneinander und sind durchschnittlich angelegt, individuelle Unterschiede sind gegeben. Deshalb ist es möglich, bei Erfordernis durch Frühförderung eine gute Trainierbarkeit von gewünschten Verhaltensweisen zu erreichen.

Idealerweise erwünscht
- Der WSS sollte im Rahmen einer gewissen Bandbreite und in Abhängigkeit von seinen Talenten variabel förderbar sein.

Das bedeutet:
Die Stärken des WSS liegen offensichtlich im Bereich des Ortens/Suchens.
Fixieren und Hetzen können entsprechend den Tätigkeitsanforderungen (Anzeigen in verschiedensten Varianten, Agility) leicht nutzbar gemacht werden.
Erfahrungsgemäß ist die Art des Packens („Griffdisposition“) genetisch bedingt (Friedrich, P., 2008) was Auswirkungen z. B. auf die Apportierleistung und das Griffverhalten (z. B. im Vielseitigkeitssport) hat.

Die vorhandene Anlage (das Talent, die besondere Eignung) eines Individuums sollte erkannt und wenn gewollt, gefördert werden. Auf jeden Fall sollte eine Beschreibung der besonderen Leistungsfähigkeit erfolgen (Kennzeichnung der speziellen Fähigkeit).

Territorialverhalten
Eine geringe bis mittlere Ausprägung kann vorhanden sein. Im eigenen Terrain ist der WSS aufmerksam gegenüber seiner Umwelt und er registriert Veränderungen. Er kann durchaus eine angemessene souveräne Wachsamkeit zeigen, wenn ihm das als Aufgabe zuteil wird.

Unerwünscht
- aus Unsicherheit resultierendes „Gekläffe“
- angstbedingtes, erlerntes offensives Drohverhalten
- angstaggressiver Rutenklemmer

Spielverhalten
Im Spiel zeigt sich das Verhaltensrepertoire des WSS lustbetont und ohne Ernstbezug. Dadurch entwickeln sich physische und psychische Fähigkeiten sowie soziale Umgangsformen. Es stellt eine bedeutende Lerngelegenheit dar.
Spiel enthält angeborene Elemente aus ganz verschiedenen Funktionskreisen, die frei kombiniert werden.
Spiel findet nur im entspannten Feld statt, es ist leicht störbar und widerspiegelt somit die innere Befindlichkeit und psychische Belastbarkeit. Es lässt Rückschlüsse auf das Aktivitätsniveau, die Ausdauer der Aufmerksamkeit, die Ablenkbarkeit, die Anpassungsfähigkeit, die Reizintensität zur Auslösung einer Reaktion und das Verhältnis von Annäherung zu Rückzug zu. Es widerspiegelt wesentliche Merkmale der Persönlichkeit und des Temperaments.

Idealerweise erwünscht
Ausgeprägtes Spielverhalten, das innere Sicherheit, Vielfalt und Flexibilität der Verhaltensweisen widerspiegelt.
Erkennbar sollte eine gewisse Frustrationstoleranz sein.

Erkundungsverhalten
Neugieriges Erkunden äußert sich im aktiven Aufsuchen und Untersuchen neuer Reizsituationen aus der Umwelt. Es setzt ebenso wie das Spielen eine psychisch unbelastete Situation voraus und ist neben dem Spiel die wichtigste Grundlage für Lernprozesse.
Erkundungsverhalten entwickelt sich auch in Abhängigkeit von der Bindungsqualität (Bezugsperson). Es spiegelt das wachsende Selbstvertrauen und gleichzeitig das Vertrauen zur verlässlichen Bezugsperson wider.

Idealerweise erwünscht
Offenheit gegenüber neuen Reizen bei optimaler Balance zwischen Selbständigkeit und Bindung sowie Erregung und Hemmung.

Beachtung:
Übertriebenes, nervöses Erkunden zeigt einen erhöhten Erregungszustand an. Es ist situationsbedingt u. U. auch als Anzeichen von Stress (oder als Übersprungshandlung) zu bewerten.

Erläuterung zur Verwendung:
Das Zusammenspiel aller Verhaltensweisen in ihrer individuellen Ausprägung prädestiniert den WSS als Familien- und Begleithund, wenn ihm gegenüber Verständnis für seine Bedürfnisse entgegengebracht wird.
Durch seine Qualitäten im Sozialverhalten zum Menschen ist er leicht zu führen, wenn konsequente Erziehung und etwas Einfühlungsvermögen seitens der Bezugsperson investiert werden. Er braucht keine „harte Hand". Die schnelle Auffassungsgabe erfordert aber auch Kreativität und Intelligenz des Halters.
Dieser wird dann belohnt durch einen sozial hoch motivierten, freudig arbeitenden Teampartner mit Arbeitswillen und großem Potenzial für sportliche Betätigung.
Durch frühzeitige, aber altersgemäße Förderung, kann der gut veranlagte WSS entsprechend seiner individuellen Fähigkeiten zum Arbeitshund in verschiedensten Sparten ausgebildet werden.

4. Zusammenfassung und Schlussfolgerungen

Für eine vernünftige Zuchtauswahl der Rasse Weißer Schweizer Schäferhund ist ein „Wesensprofil" hilfreich. Die Erstellung sollte auf der Basis moderner ethologischer Erkenntnisse und unter Berücksichtigung der Besonderheit der Rasse erfolgen.
Das schließt die Trennung der akzeptablen von nicht akzeptablen Verhaltensweisen ein. Die Einordnung der Individuen der jeweiligen Population und die Kennzeichnung besonderer Eignungen, überdurchschnittlicher Fähigkeiten und Fertigkeiten von Individuen sind ein darauf aufbauendes Vorhaben.

Die Zielvorstellungen für ***gewünschte*** und ***erforderliche*** Verhaltensweisen müssen streng nach biologisch sinnvollen Gesichtspunkten formuliert werden.
Gesundheit und genetische Vitalität müssen im Vordergrund stehen. Der Hund ist ein komplexes Ganzes, er summiert sich nicht aus einzelnen Merkmalen.
Eine Überbetonung einzelner Eigenschaften oder Äußerlichkeiten ist zu vermeiden.

Die ideale Vorstellung ist nur die eine Seite. Der Rassedurchschnitt ergibt sich aus einer ***Bandbreite.*** Diese ist für den Erhalt eines möglichst breiten und gesunden Genpools auch möglichst weit zu fassen.

- Die Bandbreite darf nicht so gewählt werden, dass nur an einem Rand der Normalverteilung selektiert wird.
- Die Bandbreite ist so zu wählen, dass sich Tendenzen zur Qualzucht (starke Unsicherheit, gesteigerte oder generalisierte Ängstlichkeit) verbieten.

- Die Bandbreite ist so zu fassen, dass immer ein sozial verträglicher und gesellschaftsfähiger Hund ***erziehbar*** ist.
- Das wird durch die enorme Anpassungsfähigkeit des Hundes vorwiegend durch optimale Aufzuchtbedingungen, die Erziehung und die Entwicklung einer sicheren Bindung realisierbar.
- Die individuellen Ausprägungen im Rahmen der Bandbreite sichern die unterschiedlichen Ansprüche an den zu haltenden Hund und eine vielseitige Verwendbarkeit, so wie sie für Schäferhunde typisch war und ist.
- Das setzt Wissen um eine „Passung“ von Hund und Halter mit seinen Lebensumständen voraus (beim Züchter und beim Welpenkäufer).
- Eine Selektion, die Zeitmangel und fehlendes Verständnis für den Hund (sprich die Unfähigkeit der potenziellen Halter bezüglich der Erziehung des Hundes!) kompensieren soll, wäre unverantwortlich.
- Art- und rassegerechte Beschäftigung oder Ausbildung der Hunde erfordert Hilfestellung des Vereins gegenüber den Welpenkäufern und Mitgliedern.
- Züchter und Funktionäre fungieren als Multiplikatoren von Einstellungen, sie sind die Vermittler von Wissen und Bindeglieder zur Öffentlichkeit.

5. Literaturverzeichnis

Arnold, W. u. a. (2007).
Herdes Lexikon der Psychologie. Band 2.
Verlag HOHE GmbH, Erftstadt.

Coppinger, R. u. Coppinger, L. (2001).
Hunde – Neue Erkenntnisse über Herkunft, Verhalten und Evolution der Kaniden.
animal learn Verlag, Bernau.

Friedrich, P. (2008).
Zuchteignungsbeurteilung beim Weißen Schweizer Schäferhund.
Material (unveröffentlicht) zur Veranstaltung des BVWS e. V. am 2. Februar 2008, Leipzig.

Lambrich, M. (2007).
Vergleichende Verhaltensentwicklung von Junghunden (3.-10. Lebensmonat) der Rasse Border Collie unter verschiedenen Nutzungsbedingungen.
Diss. Physiologisches Institut, Tierärztliche Hochschule Hannover und Zoologisches Institut, Christian-Albrechts-Universität, Kiel.

Michoux, B., Jumentier, D.,Gérard, P. (2001).
Weißer Schäferhund – heute –.
Kynos Verlag, Mürlenbach.

Miklósi, A.. (2007).
Eine Frage des Charakters.
In DOGS 6/2007, Gruner + Jahr AG & Co KG, Hamburg.

Vogel, G. u. Angermann (1971).
Taschenbuch der Biologie. VEB Gustav Fischer Verlag, Jena.

von Döllen, G. u. P, Bender, M. (2003).
Weiße Schäferhunde – Classic.
Verlag von Döllen, Worpswede.

Anlage:

Der Weisse Schweizer Schäferhund – Beschreibung zum FCI-Standard Nr. 347

FCI-Standard Nr. 347
Klassifikation: Gruppe 1/Sektion 1: Schäferhunde ohne Arbeitsprüfung

Verhalten und Charakter:
Temperamentvoll, nicht nervös, aufmerksam und wachsam;
gegenüber Fremden gelegentlich etwas zurückhaltend,
niemals ängstlich oder aggressiv

Verwendung:
Familien- und Begleithund mit ausgesprochener Kinderliebe,
aufmerksamer Wächter,
freudiger und gelehriger Arbeitshund

Detailbeschreibung- ausschließende Fehler:
Ängstlichkeit, Aggressivität

Temperament:
der WSS hat ein angenehmes Temperament. Er ist lebhaft und aufmerksam, leicht für etwas zu motivieren, intelligent, spielfreudig. Dabei bleibt er leicht zu lenken und zu kontrollieren. Übererregbarkeit und Nervosität sind ebenso unerwünscht, wie träges, motivationsloses oder gehemmtes Verhalten.

Aufmerksamkeit:
Der WSS ist ein neugieriger, an seiner Umwelt interessierter Begleiter. Aufmerksamkeit und Interesse lassen sich hervorragend für die Arbeit mit ihm nutzen. Er hat eine hohe Lernfähigkeit.
Auf der Aufmerksamkeit gegenüber der Umwelt beruht eine gewisse souveräne Wachsamkeit gegenüber seiner Familie und dem Territorium, die jedoch frei von unangemessener Aggression ist.
Unerwünscht wäre ein aus Unsicherheit oder Angst resultierendes „Gekläffe“, sobald vermeintliche Gefahr droht.

Kommunikation und Bindung:
Der WSS verfügt über eine ausgeprägte Kommunikationsfähigkeit gegenüber dem Menschen, er reagiert sensibel auf kleinste Signale der Bezugsperson.
Für seine Erziehung braucht es weder eine „harte Hand“ noch einen rauen Umgangston. Bei konsequenter Erziehung mit Einfühlungsvermögen zeigt er sich sehr einordnungsbereit und einen großen „Willen zu gefallen“.
Er ist ausgesprochen bindungsfähig.
Das macht ihn anhänglich und menschenbezogen. Die Bindung zur Bezugsperson beruht auf einem entspannten und vertrauensvollen Verhältnis.
Er möchte in seiner Familie integriert sein und wird sich dort durch seine angenehme und unaufdringliche Art leicht anpassen.
Unerwünscht ist eine zu enge, klebende Bindung, die Ergebnis von Unsicherheit und ängstlichem Verhalten ist.

Umwelttoleranz und Verhalten gegenüber Fremdpersonen:
Die Toleranz gegenüber Reizen aus der normalen belebten und unbelebten Umwelt sollte hoch sein.
Der WSS ist freundlich und unaufdringlich, so soll er auch auf Fremde reagieren.
Unerwünscht sind Unsicherheit oder Ängstlichkeit und daraus resultierendes Meide- oder aggressives Verhalten.

Verwendung:
Der WS ist ein Familien- und Begleithund mit reichlich Potenzial für Hundesport und Arbeit (z. B. als Rettungs-, Therapiebegleit- oder Blindenhund).

(Verfasser: Fesser, H. u. Forke, B., 2008)